

Joachim Knape
Was ist Rhetorik?

Philipp Reclam jun. Stuttgart

*Meinen Söhnen
Felix und Florian*

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 18044

Alle Rechte vorbehalten

© 2000 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Bibliographisch ergänzte Ausgabe 2012

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2012

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-018044-0

www.reclam.de

Inhalt

Vorwort	9
1 Ecce homo	13
Drei rhetorische Szenen 13 – Ciceros erste catilinari- sche Rede 13 – Vier Basiskomponenten der rhetori- schen Kommunikation 16 – Die Antonius-Rede 17 – Evidenz 19 – Jesus vor Pilatus 20 – Gadamers Logos- Interpretation 22 – Ecce homo 26 – Der Orator in der Bibel 29 – Esoterik und Antirhetorik 30 – Der Orator als soziales Organ 32	
2 Orator	33
Rhetorikdefinition 33 – Der Orator als archimedischer Punkt der Rhetorik 33 – Rhetorik als Praxis 33 – Der rhetorische Imperativ 33 – Rhetorik als Theorie 34 – Die theoretische Größe »Orator« 35 – Luhmanns ob- jektivistische Systemtheorie 36 – Inkommunikabilität 37 – Der Orator als Mensch 38 – Philosophische An- schluss-theorien 39 – Subjektphilosophie 39 – Lebens- weltphilosophie 40 – Pragmatismus 43	
3 Konstruktion und Widerstand	46
Der Orator als kognitives System 46 – Radikaler Kon- struktivismus 47 – Das Abgeschlossenheitstheorem 49 – Strukturdeterminiertheit, Autopoiesis, Unbeeinfluss- barkeit 52 – Die rhetorische Projektion 55 – Kommu- nikativer Widerstand 58 – Kognitiver Widerstand 58 –	

Sprachwiderstand 59 – Textueller Widerstand 60 – Medialer Widerstand 62 – Situativer Widerstand 63

- 4 Fundamentalrhetorik 64
- Begriff der Fundamentalrhetorik 64 – Heideggers Lektüre der aristotelischen *Rhetorik* 65 – Sprache und menschliches Dasein 66 – Der Logos bei den Griechen 67 – Miteinanderreden versus Rhetorik 69 – Rhetorik als gerichtetes Reden 71 – Sprechakte 71 – Doxa 72 – Prohairesis 73 – Ethos 74 – Ergebnisse moderner Persuasionsforschung 74 – Skizze einer Fundamentalrhetorik 75 – Das oratorische Zertum 76 – Inhaltsspezifik der Rhetorik 77 – Persuasion und Metabolieprinzip 79 – Gesellschaftliche Sinnkonstitution 80 – Sozialverträglichkeit des Zertum 80 – Vorsprecher, Mitsprecher, Nachsprecher 81 – Rhetorische Institutionenkunde 82 – Prozessuale Betrachtung der Rhetorik 82 – Zirkuläre versus Kontrollkommunikation 82 – Manipulationsfrage 83 – Rhetorik und soziale Bindung 86 – Rhetorik als sozialer Dynamikfaktor 86
- 5 Kasualrhetorik 87
- Begriff der Kasualrhetorik 87 – Setting 87 – Widerstandsanalytik 87 – Proxemik 88 – Fallkalkül 88 – Situationsanalytik 88
- 6 Medialrhetorik 90
- Begriff der Medialrhetorik 90 – Die kommunikative Instanz »Kanal« 90 – Rhetorischer Instrumentalismus 90 – Allgemeinkommunikative Gesetze 91 – Medialer Widerstand 91 – Medium versus Orator 92 – Oratorische Präsenz 93 – Die oratorischen Stellvertreter 93 – Korporale Rhetorik 99 – Situationspräsenz als Inter-

ventionspräsenz 95 – <i>Central route</i> und <i>peripheral route</i> der Persuasion 96 – Primärmediale Kommunikation 98 – Sekundärmediale Kommunikation 100 – Die neue Widerstandsdimension 101 – Terziärmediale Kommunikation 102 – Präsenzenfremdung als Widerstandsfaktor 102 – Widerstand der Schrifttextlichkeit 103	
7 Textrhetorik	107
Begriff der Textrhetorik 107 – Text 107 – Botschaft 107 – Der Autor als Orator 109 – Texthandlung 109 – Intention 110 – Die Rhetorik hält am Autor fest 110 – Die Orator-Text-Korrelation 111 – Ein heuristisches Ebenenmodell von Kommunikatorfunktionen 111 – Kommunikatorfunktionen als soziale Rollen 114 – Der Dichter als sozialkommunikatives Organ 115 – Handlung als rhetorisches Proprium bei Quintilian 116 – Sprechakttheorie 117 – Kommunikator und Text 118 – Text als Handlung 119 – Von der Sprechakt- zur rhetorischen Textakttheorie 120 – Drei Textgesten 120 – Der rhetorische Faktor 121 – Gedankenführung als Rezeptionssteuerung 121 – Die Rolle der kognitiven Produktionsphase <i>intellectio</i> 122 – Gedankenführung bei Aristoteles 124 – Formulierungskunst bei Aristoteles 128 – Aufbau von Botschaften als rhetorische Bedeutungsdimension im Text 130 – Kognitive Wende 132 – Pragmatik 133 – <i>Ars bene dicendi</i> und <i>ars persuadendi</i> 135	
Literaturhinweise	137
<i>Zum Autor</i>	151

Vorwort

Jede Theorie, sei sie auch noch so vergänglich,
bringt die Welt der Tatsachen einen Schritt voran.

In der älteren europäischen Wissenstradition war die Rhetorik fest verankert. Heute kennt man zwar noch den Begriff, doch von der Sache hat man kaum mehr eine genaue Vorstellung. Die folgenden Überlegungen sollen da ein wenig Abhilfe schaffen. Es geht ums Grundsätzliche, wenn auch nicht ums Ganze, denn der Begriff Rhetorik bezeichnet verschiedene Dinge: eine kommunikative Praxis, die darauf bezogene Theorie, ein kommunikationstechnisches Schulungsfach und eine wissenschaftliche Disziplin. Hier sollen nur die allgemeinen theoretischen Grundlagen erörtert werden, wie sie sich für uns nach rund zweieinhalbtausend Jahren Rhetorikgeschichte darstellen. Bewusst soll eine Brücke geschlagen werden zwischen der älteren Rhetorik, deren Einsichten in wesentlichen Bestandteilen nach wie vor gültig und daher ernst zu nehmen sind, und moderner Theoriebildung.

Unverrückbarer Ausgangspunkt bleibt die älteste und immer noch treffendste Definition, die platonische Bestimmung der Rhetorik als Psychagogie, als Seelenleitung des Menschen durch den Menschen. Die Theorie der *Allgemeinen Rhetorik* hat davon ausgehend Ableitungen vorzunehmen, die vom philosophisch und anthropologisch Allgemeinen bis hin zum semiotisch Besonderen reichen. So ergeben sich vier große Untersuchungskomplexe: 1. Fundamentalarhetorik, 2. Kasualrhetorik, 3. Medialrhetorik und 4. Textrhetorik.

Wenn man die allgemeine Rhetoriktheorie unter diesen vier Kapiteln abhandeln will, muss man sich darüber im Klaren sein, dass wissenschaftliches Terrain zurückzugewinnen ist. Die epistemologische Dimension der Rhetorik ist am Ende des 20. Jahrhunderts unscharf und umstritten. Seit dem 18. Jahrhundert wurde der Disziplin in Europa der disziplinäre Rang streitig gemacht; ihre Institutionalisierung im Bildungswesen wurde Opfer der modernen Fächerdifferenzierung, und ihrer fachlichen Inhalte nahmen sich seitdem andere Disziplinen mehr schlecht als recht an. Dies betrifft insbesondere die nach 1800 an den Hochschulen etablierten philologischen Fächer, die aufgrund ihrer hermeneutisch-textanalytischen Orientierung nur noch begrenztes Verständnis für das Proprium der Rhetorik aufbringen und sie oft missverstehen. Das hat entsprechende Auswirkungen auf die Rolle der Rhetorik in den Schulen. Die allgemeine Rhetorik muss darum ihre Position im gegenwärtigen Wissenssystem neu konturieren. Hierzu soll die folgende Theorieskizze einen Beitrag leisten. Sie kann sich auf wichtige neuere Ansätze zur Rückbesinnung auf dieses alte abendländische Fach in der neueren Philosophie, in der Kommunikations- und Medientheorie, aber auch in der Semiotik, Argumentations- und Texttheorie beziehen. Ein wesentliches Anliegen ist es, deutlich zu machen, welches weite, auf den ersten Blick heterogen erscheinende Spektrum an modernen Anschlusstheorien für die Rhetorik in Betracht kommt und in welche Richtung eine produktive Auseinandersetzung damit gehen muss. Rhetorische Fragestellungen werden heute in den unterschiedlichsten Theorien implizit oder explizit angesprochen. Die moderne Rhetorik kommt nicht umhin, diese Theorieangebote in ihre Überlegungen einzubeziehen, denn, so Niklas Luhmann, viele »Theorien berühren sich, soweit Probleme ähnlich gestellt werden«, und die Annahme absoluter theoretischer

»Unvergleichbarkeit belegt immer nur einen Mangel an theoretischer Phantasie, einen Mangel an Abstraktionsvermögen« oder gewisse »voreilige Profilierungs- und Krisisierungsbedürfnisse«.¹

1 Luhmann (1982), S. 366.

Ecce homo

Ich stelle an den Anfang ein Kapitel, das drei Geschichten erzählt und kommentiert. Es geht dabei um Schlüsselszenen, in denen wir auf den rhetorisch aktiven Menschen und jene rhetorisch-kommunikative Praxis treffen, wie sie auch heute noch im Zentrum fachrhetorischer Fragestellungen zu stehen hat. Diese Szenen führen in historische Situationen, die der Lehrplan des Abendlandes noch bis in unser Jahrhundert hinein den Bildungseliten vermittelte. In ihnen konnten viele Generationen Bestätigung und Rechtfertigung oder Problematisierung und Infragestellung der abendländischen Rhetorik zugleich finden. Sie situieren die Rhetorik in der öffentlichen Kommunikation, sie zentrieren sie auf den rhetorisch handelnden Menschen, den Homo rhetoricus, erweisen die Metabolie als ihr Gesetz und die Persuasion als eigentlichen rhetorischen Akt. Alle drei Schlüsselszenen spielen in der welthistorischen Übergangsphase Roms von der Republik zum Prinzipat am Beginn unserer Zeitrechnung. Sie stellen uns die Rhetorik als Element öffentlicher Selbstvergewisserung und Entscheidungsfindung im politischen, juristischen und gesellschaftlich repräsentativen Raum vor. Und wir können sie mit dem dafür von der antiken Rhetoriktheorie entwickelten triadischen Funktionalgattungsschema der Beratungsrede, Gerichtsrede und Vorzeigerede in Verbindung bringen (*genus deliberativum*, *genus iudiciale*, *genus demonstrativum*).

Die erste Szene führt uns ins Rom des Jahres 63 v. Chr. und in den Tempel des Jupiter Stator, in dem sich am 7. November der römische Senat versammelt hat. Marcus Tullius

Cicero hat die Versammlung als Konsul und erster Vertreter der Republik einberufen. Es ist eine Krisensitzung. Die Republik gerät immer mehr ins Wanken, und diesmal geht es darum, die Verschwörung des Catilina aufzudecken und abzuwehren. Der politische Abenteurer Catilina will einen Staatsstreich herbeiführen, durch Mord an den Spitzen des Magistrats die Senatsherrschaft beseitigen und eine Militärdiktatur errichten. Caesar hält sich im Hintergrund. Der leidenschaftliche Republikaner Cicero ist über alle Machenschaften informiert. Es herrscht gespannte Erwartung. Zu aller Überraschung erscheint Catilina persönlich im Senat, um sich mit frechem Selbstbewusstsein den zunächst angesetzten Bericht des Konsuls anzuhören. Er rechnet nicht damit, dass Cicero nach dem Bericht mit einer gewaltigen Rede (der so genannten *Ersten Catilinarischen Rede*) zu seiner Vernichtung ausholen wird. Cicero hat auch diesmal Stenographen zum Mitschreiben im Senatssaal verteilt. Seine Rede enthält alle wichtigen Anklagepunkte gegen Catilina, führt jedoch nicht zu einem förmlichen Verbannungsbeschluss, sondern spricht nur eine dringliche Exilempfehlung aus.

Mit einer kunstvoll gestalteten Kette von sieben Fragen eröffnet Cicero seine Austreibungsrede, wie er sie später selbst genannt hat. Die ganze Rede folgt dem Gestus: Seht da den Mörder und Hochverräter, er soll sofort aus Rom verschwinden! Cicero weist auf seinen Antipoden Catilina, er blickt ihn an, spricht ihn an und beginnt ohne jede Zurückhaltung mit den Worten: »Wie lange noch, Catilina, willst du unsere Geduld mißbrauchen? Bis wann soll deine Tollheit uns noch verhöhnen?« (*Quo usque tandem abutere, Catilina, patientia nostra? quam diu etiam furor iste tuus nos eludet?*) Auf die Fragekaskade folgt dann der berühmte Ausruf: »Welche Zeiten, welche Sitten! (*O tempora, o mores!*) Der Senat bemerkts, der Konsul siehts; doch die-

ser Mann lebt. Er lebt? Schlimmer noch: er kommt gar in den Senat, er nimmt teil am Staatsrat, seine Augen bezeichnen und bestimmen einen jeden von uns für den Mord. Doch wir mutigen Männer glauben dem Staatswohl Genüge zu tun, wenn wir dem Wüten und den Waffen dieses Gesellen ausweichen.« Cicero entfaltet in seiner Rede mit solchen und anderen Mitteln einen ungeheuren Druck. Der römische Historiograph Sallust beschreibt den weiteren Verlauf der Vorgänge zwanzig Jahre später wie folgt: Catilina tat anfangs so, »als wäre er durch persönliche Kränkung gereizt, und erschien im Senat, um sich unwissend zu stellen oder auch sich reinzuwaschen. Da hielt der Konsul Marcus Tullius Cicero – aus Furcht oder aus Erbitterung wegen seines Kommens – eine glänzende, dem Staatsinteresse dienende Rede, die er später veröffentlicht hat. Doch sowie er sich gesetzt hatte, erhob sich Catilina, zu jeder Art von Heuchelei bereit; mit gesenktem Blick, in flehendem Ton bat er den Senat, man solle doch nicht unbesehen alles von ihm glauben: er stamme aus so guter Familie und habe von früher Jugend an sein Leben so geführt, daß er sich zu den besten Hoffnungen berechtigt fühle; er selbst habe als Mann von altem Adel ebenso wie seine Vorfahren die größten Verdienste um das römische Volk aufzuweisen – meinten sie denn, ihm sei es um den Untergang des Staates zu tun, während Marcus Tullius [Cicero], ein zugewanderter Neubürger der Stadt Rom, sich als Retter aufspiele? Als er noch weiter schimpfte, überschriegen ihn alle und nannten ihn einen Staatsfeind und Hochverräter. Da rief er voller Wut: ›Wenn ich also umstellt bin und von meinen Gegnern geradezu ins Verderben gejagt werde, so will ich den Brand, der mich verzehren soll, unter Trümmern ersticken.‹ Dann stürzte er aus der Versammlung nach Hause«.¹ Catilina floh

1 Sallust (1975), S. 53.

sofort aus Rom und kam wenige Monate später zu Tode. Cicero sah sich als Retter der Republik. Fünf Jahre später jedoch diente die Hinrichtung der Catilinarier seinen Gegnern als Vorwand, ihn aus Rom zu verbannen.

In der Catilina-Szene können wir alle Basiskomponenten der rhetorischen Kommunikation erkennen: (1) ein rhetorisch Handelnder (Orator) tritt in einer auf (2) Konsensstiftung (rhetorisches Ziel) ausgerichteten (3) Kommunikationssituation hervor (rhetorisches Setting), um dem (4) Bewusstsein der Beteiligten eine Orientierung zu geben (rhetorische Handlung). Im vorliegenden Fall ist es der römische Konsul Cicero, der die Initiative ergreift, um eine unklare Bewusstseinslage bei den Senatoren zu bereinigen. Sein Ziel ist erreicht, als selbst Catilina das von Cicero gewünschte Verhalten, die Flucht, aus Angst für die beste Lösung hält. Das rhetorische Setting ist durch den institutionellen Rahmen des römischen Senats und seine ritualisierten Kommunikationsformen festgelegt. Cicero ist aus taktischen Gründen darauf bedacht, nicht als konsularischer Befehlshaber aufzutreten, sondern nur gemäß den Prinzipien der Beratungsrede Empfehlungen auszusprechen, natürlich mit dirigistischem Impetus. In der *Vierten Catilinarischen Rede* betont er später das offizielle Gewicht seines Wortes viel stärker, wenn er sagt, dass seine Stimme als Konsul es sei, die im Gemeinwesen an erster Stelle gehört werden muss (*mea vox, quae debet esse in re publica princeps*; 9,19). In der *Ersten Catilinarischen Rede* wählt Cicero performative Verben, die seine Rede zwischen Beratungs- und Gerichtsrede stellen: »Ich werde dich überführen, wenn du leugnest (*convincam, si negas*)!« und »Ich befehle nicht, aber wenn du mich um Rat fragst, rate ich zu (*non iubeo, sed ... suadeo*)!«

Die zweite Schlüsselszene spielt rund zwanzig Jahre später und hängt in gewissem Sinn mit der ersten zusammen. Wir befinden uns im Rom des Jahres 44 v. Chr. Inzwischen hat Caesar in königgleicher Position der Republik den Abschied gegeben. Einmal noch bäumen sich die Republikaner auf; sie ermorden ihn am 15. März des Jahres 44 v. Chr. Doch Oktavian, der infolge dieser Ereignisse zur Macht gelangt, wird bald als Augustus auf unabsehbare Zeit die prinzipale Regierungsform fest etablieren. Sein Helfer ist der wendige Caesar-Protegé Antonius, der dann im Jahre 43 den Kopf des kämpferischen Republikaners Cicero fordert und bekommt. Direkt nach Caesars Ermordung ist die Lage allerdings noch völlig unübersichtlich. Antonius arrangiert sich daher zu diesem Zeitpunkt erst einmal mit den Mördern. Er darf am 22. oder 23. März des Jahres 44 sogar die Leichenfeier für Caesar ausrichten. Die Republikaner mit Brutus an der Spitze ahnen nicht, dass dieses Zugeständnis ihren Untergang einleiten wird.

Wir haben keinen authentischen Wortlaut der Rede, aber William Shakespeare hat in seinem *Julius Caesar* den Auftritt des Antonius nach den Angaben Plutarchs ausgearbeitet. Den aufgebahrten Leichnam Caesars im Blick, beginnt Antonius bei Shakespeare mit den berühmten Worten:

»Friends, Romans, countrymen, lend me your ears;
I come to bury Caesar, not to praise him.«

Die Antonius von Shakespeare gleich zu Beginn in den Mund gelegten Verben weisen als Erstes darauf hin, dass eine Funeral- oder Begräbnisrede zu erwarten steht, kein Panegyricus etwa, kein Herrscherlob, wie Brutus es ihm kurz vorher ausdrücklich gestattet hatte. Plutarch spricht in seiner Brutus-Vita nur von der bei Begräbnissen üblichen Lobrede (*épainos*), die Antonius traditionsgemäß gehalten habe (*Brutus* 20,4). Beide Gattungen gehören zum *genus*

demonstrativum, der gesellschaftlich repräsentativen Vorzeigerede. Beide Untergattungen beziehen ihre Topik aus dem Leben der Person. Eine Begräbnisrede verheißt größere Faktenbezogenheit. Die besondere Raffinesse der folgenden Rede liegt im geschickten Gattungsbruch. Aus der personenbezogenen Vorzeigerede wird nämlich zunächst eine Gerichtsrede mit Anklage des Hauptverschwörers Brutus, dann eine politische Beratungsrede, die abschließend zur Tat aufwiegelt. Das gelingt, weil Antonius unvermittelt ins polemische Argumentieren wechselt. Er verwendet dabei das einfache Argumentationsschema von Behauptung (*argumentum*) und Beweis (*probatio*). Der Behauptungssatz, den er mehrfach in rascher Folge einstreut, lautet bei Shakespeare: »Brutus is an honorable man«. Unvermittelt bekommen die Fakten aus Caesars Leben, deren Erwähnung die Gattung Leichenrede fordert, den Charakter von Beweisen, allerdings den Charakter von *Gegenbeweisen*. Jedes Faktum aus Caesars Leben und Sterben widerlegt die eingestreute These, Brutus habe zu Recht getötet und sei mithin »ein ehrenwerter Mann«. So wird aus der Funeral- eine Gerichtsrede mit Brutus als Angeklagtem. Damit ist der Boden für die von Antonius politisch gewünschten Folgen bereitet.

Antonius bringt am Ende die Menge in rasende Wallung, indem er auch zu nonverbalen rhetorischen Mitteln übergeht. Caesars toter Körper allein wird für ihn beredtes Beweismittel. Er steigt von der Rednerbühne herab, tritt zum Leichnam und zeigt auf den Körper:

»If you have tears, prepare to shed them now.
 You all do know this mantle. I remember
 The first time ever Caesar put it on. [...]
 Look, in this place ran Cassius' dagger through. [...]
 Through this the well-beloved Brutus stabbed;

And as he plucked his cursed steel away,
Mark how the blood of Caesar followed it.«

(III,2)

Antonius erzeugt höchsten Affekt durch konkrete Veranschaulichung (*evidentia*), indem er zum rhetorischen Schulmittel der Vor-Augen-Stellung (*subiectio sub oculos*) greift. Die rhetorische Theorie versteht unter *evidentia* gewöhnlich eine literarische Veranschaulichung, also ein besonders imaginationsanregendes Textverfahren. Die konkrete Evidenz geht da weiter. Quintilian empfiehlt sie im 6. Buch seiner *Institutio oratoria* bei der Erörterung des Redeschlusses wie folgt: »Nicht allein durch Reden aber (*dicendo*), sondern auch durch bestimmte Handlungen (*faciendo*) rühren wir zu Tränen«. Allein schon durch den Anblick eines bedeutungsvollen Gegenstandes, so der Kern von Quintilians Evidenztheorie, entfaltet sich neuerlich ein ganzes Geschehen im Bewusstsein, generieren die Betrachter in ihrer Imagination noch einmal das Bild eines Ereignisses. Quintilian sieht in dem Fall der *oratio funebris* Caesars das schlagendste Beispiel: »Auch können wir erleben, daß die Ankläger ein blutiges Schwert, Knochensplitter, die aus den Wunden stammen, und mit Blut überströmte Kleidungsstücke vorzeigen und daß man Wunden enthüllt oder durch Schläge mißhandelte Leiber entblößt. All das macht meistens gewaltigen Eindruck; denn es führt ja den Menschen die Tat gleichsam leibhaftig vor Augen. Hat doch z. B. C. Caesars Purpurtoga, die dem Leichenzug vorangetragen wurde, das römische Volk zum Rasen gebracht. Es wußte, daß Caesar erschlagen war, wußte, daß es sein Leichnam selbst war, den man auf der Bahre trug – und doch machte das bluttriefende Gewand das Bild der Bluttat so gegenwärtig (*ita repraesentavit imaginem*), daß es so war, als sei Caesar nicht erschlagen worden, sondern als geschehe es gerade eben erst«

(6,1,30 f.). Der gegenüber Quintilian nur wenige Jahre jüngere Plutarch weiß weitere Details über die Ereignisse zu berichten, die Antonius mit seiner Rede in Gang setzte: »Als sodann der Leichnam auf den Markt gebracht worden war, hielt Antonius nach alter Sitte die Lobrede, und als er bemerkte, wie seine Worte auf die Menge Eindruck machten, legte er es darauf an, das Mitleid noch stärker zu erregen, nahm Caesars blutdurchtränkte Kleider, faltete sie auseinander und zeigte die Durchstiche und die Menge der Wunden. Jetzt sah man nichts mehr in Ordnung vor sich gehen, sondern die einen schrien, man solle die Mörder erschlagen, die anderen rissen – wie es vordem nach der Ermordung des Demagogen Clodius geschehen war – aus den Werkstätten die Bänke und Tische heraus, trugen sie an eine Stelle zusammen und schichteten einen riesigen Scheiterhaufen, legten den Leichnam darauf und verbrannten ihn [...]. Als das Feuer aufloderte, kamen von da und von dort Leute gelaufen, zerrten halbverbrannte Holzstücke heraus und rannten damit zu den Häusern der Mörder, um sie anzustecken« (*Brutus* 20). Diejenigen, die mit einem Tyrannenmord am Hochverräter Caesar die Republik retten zu können meinten, versagten bei der politischen Umsetzung ihrer Tat. Mit einer einzigen Rede gelang es Antonius, sie letztendlich in die Rolle der eigentlichen Staatsfeinde zu drängen.

Es bleibt noch die dritte Schlüsselszene. Die literarische Überlieferung datiert sie auf das Frühjahr des Jahres 33 unserer Zeitrechnung (Joh. 18 f.). Die Ereignisse tragen sich am Morgen des Tages vor dem jüdischen Passahfest in Jerusalem zu, der größten Stadt der römischen Provinz Palästina. Wieder geht es um Hochverrat. Diesmal ist es die etablierte jüdische Führungsschicht, die das herrschende gesellschaftliche Normenwerk empfindlich durch einen

Abweichler gestört, ja gefährdet sieht. Dieser von seinen Gegnern für gefährlich gehaltene Mann, Jesus aus der Region Galiläa, ist der Führer einer religiösen Sammlungsbewegung mit politischer Sprengkraft. Die Hochverratsanklage gegen ihn beruht auf Äußerungen, in denen er sich als »König« apostrophiert haben soll. Für solche Fälle aber ist letztinstanzlich der seit dem Jahre 26 in Palästina amtierende römische Präfekt Pontius Pilatus zuständig, der in einem förmlichen Gerichtsverfahren das vorangegangene Urteil des jüdischen Synhedrions nach römischem Recht bestätigen, gegebenenfalls auch vollstrecken muss. So weit die Situation. Von besonderem Interesse für unser Thema ist die literarische Verarbeitung der Szene durch die um das Jahr 100 arbeitenden Verfasser des Johannesevangeliums. Wir wollen ihre Schrift nicht theologisch lesen, sondern rhetorisch.

Die Verfasser waren Gemeindemitglieder aus Ephesus in Kleinasien, die sich in der jüdischen und hellenistischen Weisheitstradition auskannten und die ein ganz bestimmtes theologisch-metaphysisches Konzept hatten. Das Denken und Handeln des Präfekten Pilatus bildet dazu einen mündlichen Kontrast. In der gegebenen Situation geht Pilatus als Römer vom rhetorischen Modell aus. Er rechnet mit einer eloquenten Selbstverteidigung des Angeklagten, dem der Ruf eines begnadeten, die Menge faszinierenden Redners vorausseilt. Er weiß nicht, dass er über einen Gott zu Gericht sitzt, der das Wort nicht in römisch-rhetorischer Auffassung als Instrument gebraucht, sondern der nach dem Verständnis der Johannesschrift das Wort in einem ganz neuen, mystischen Sinn selbst ist. Aus diesem Verständnis heraus wird das rhetorische Modell der Römer in einem fundamentalen Sinn in Frage gestellt – Pilatus muss am Ende die Situation entgleiten. Dieses Wort ist nicht mehr Funktion, nicht mehr Manipulationsmedium, sondern jég-

licher Instrumentalisierung entzogene Substanz. Damit wird dem rhetorischen Pragmatismus, den Pilatus vertritt, ein religiöser Substanzialismus entgegengestellt, der sich dem rhetorischen Zugriff entzieht, der rhetorisch nicht mehr verhandlungsfähig ist. Jesus verhält sich am Schluss in einer rhetorischen Standardsituation völlig arhetorisch. Pilatus wird darauf zu reagieren haben, muss am Ende ganz aufs Verbale verzichten und sieht nur noch eine Möglichkeit für die persuasive Wirkung, nämlich mit der Ausstellung des Corpus Christi auf konkrete Evidenz zu setzen. Im Inneren des Prätoriums tauschen Jesus und Pilatus Worte aus, im Äußeren, vor dem Prätorium, steht am Ende nur noch ein wortloser Körper. Pilatus verfolgt damit ein rhetorisches, die Johannes-Theologen jedoch ein theologisches Ziel. Für sie kann so die besondere Doppelnatur des Gottmenschen als tatsächlicher Logos und tatsächliches Soma, als Verbum und Corpus, Wort und Körper, zum Vorschein kommen. Schon die Logos-Spekulation des Proömiums bereitet eindringlich auf das neue Wort-Verständnis vor. In Luthers Übersetzung, die ich hier und im Folgenden heranziehe, lauten ihre Kernsätze (Joh. 1,1 und 14): »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. Das selbige war im Anfang bey Gott.« – »Und das Wort ward Fleisch, und wonet unter uns«. Hans-Georg Gadamer hat die Interpretationsgeschichte dieser Sätze in *Wahrheit und Methode* nachgezeichnet: Theologisch soll das »Mysterium« der »Einheit von Gottvater und Gottsohn« am »Phänomen der Sprache seine Spiegelung« erfahren.² Die Exegese interpretiert bei der hier angesprochenen Analogie von innerem und äußerem Wort »das Lautwerden des Wortes als das gleiche Wunder wie das Fleischwerden Gottes. Das Werden, um das es sich in Beidem handelt, ist

2 Gadamer (1972), S. 396.

kein Werden, in dem aus etwas etwas anderes wird.« Das innere Wort wird durch die Äußerung nicht gemindert, wird nicht anders und wird nicht verbraucht. Das »Wunder der Sprache liegt nicht darin, daß das Wort Fleisch wird und im äußeren Sein heraustritt, sondern daß das, was so heraustritt und sich in der Äußerung äußert, immer schon Wort ist.«³ Darin liegt ein philosophischer Gedanke, »der kein griechischer Gedanke ist und der dem Sein der Sprache besser gerecht wird, so daß die Sprachvergessenheit des abendländischen Denkens keine vollständige werden konnte. Es ist der christliche Gedanke der *Inkarnation*. Inkarnation ist offenbar nicht Einkörperung.«⁴ Die platonisch-pythagoräische Vorstellung der »Andersheit der Seele gegenüber dem Leib« ist hier aufgehoben. Dem Leib-Seele-Dualismus wird damit der christliche Abschied gegeben. Auch bei den Griechen zeigen sich bisweilen Götter in der Welt, aber nur in menschlicher Gestalt. Die christliche Vorstellung jedoch schließt in »die Menschwerdung Gottes« das historische Menschenleben der Person Jesu, einschließlich des Selbstopfers, ein. Damit tut sich »eine dem griechischen Denken verschlossene Dimension« auf. »Wenn das Wort Fleisch wird und erst in dieser Inkarnation die Wirklichkeit des Geistes sich vollendet, so wird damit der Logos aus seiner [ausschließlichen] Spiritualität, die zugleich seine kosmische Potentialität bedeutet, befreit. Die Einmaligkeit des Erlösungsgeschehens führt den Einzug des geschichtlichen Wesens in das abendländische Denken herauf«. Im Unterschied zum griechischen Logos ist der Logos der Johannesschrift »reines Geschehen«.⁵

Pilatus weiß nichts von diesen Dingen. Für ihn beginnt die Szene damit, dass man ihm frühmorgens zum Gerichts-

3 Ebd., S. 397.

4 Ebd., S. 395.

5 Ebd., S. 395 f.

termin im Prätorium einen mutmaßlichen Hochverräter präsentiert. Der nun in Gang kommende Prozess wird nach ›Johannes‹ für Pilatus deshalb zu einem schwierigen Fall, weil er ihn nicht nach den normalen prozessualen Spielregeln abwickeln kann. Von Anfang an kippt die Situation, wie es für Hochverratsprozesse typisch ist, aus der juristischen immer wieder in die politische Sphäre. Die Johanneschrift, der es um eine ganz andere, nämlich die religiös-philosophische Sphäre geht, drückt das in einem ständigen Schauplatzwechsel aus. Der Richter muss ständig zwischen dem Inneren des römischen Prätatoriums und dem äußeren Vorplatz hin- und hergehen, vollzieht einerseits gewissermaßen symbolisch das Prinzip des Transitorischen und agiert andererseits zugleich den Gegensatz von Offenem und Verborgenen aus, von dem noch die Rede sein wird. Weil sich die anklagende jüdische Abordnung der Hohen Priester nicht im Gerichtshaus verunreinigen will, ist Pilatus zu diesem Verfahren gezwungen. Durch die Art der Prozessinszenierung aber wird das übliche kommunikative Setting eines Prozesses aufgelöst, das normalerweise in direkter Konfrontation von Angeklagtem (*reus*) bzw. Verteidiger (*defensor*) und Gegner (*adversarius*) bzw. Ankläger (*accusator*) sowie Richter (*iudex*) besteht. Damit ist dem rhetorischen Modell des *genus iudiciale* ganz bewusst in einem wesentlichen Punkt bereits der Boden entzogen. Pilatus ahnt noch nicht die Konsequenzen.

Der Prozess beginnt damit, dass Pilatus ein erstes Mal hinausgeht und die jüdische Abordnung formell nach dem Anklagepunkt fragt. Die Antwort bleibt unklar. Der Römer soll das Delikt selbst nach römischem Recht formulieren. Pilatus hat offenbar Vorinformationen, möglicherweise sind ihm die Akkusationsdokumente des vorangegangenen jüdischen Synhedrionprozesses zusammen mit der Person des Beschuldigten überstellt worden. Er geht hinein und

fragt (im Wortlaut der Luther-Übersetzung): »Bistu der Jüden König?« Es ist offensichtlich, dass der Römer den Fall nicht besonders ernst nimmt; er verachtet die Juden. Juristisch ist es möglich, den Angeklagten zunächst in einem Kognitionsverfahren, *extra ordinem*, ohne Zeugen, zu verhö­ren. Es kommt zu einem informellen Gespräch. Jesus kann zurückfragen, woher die Beschuldigung kommt. Pilatus nennt Volk und Hohepriester der Juden als Ankläger und Zeugen; er ist sich bewusst, dass hier Politik im Spiel ist. Also fragt er: Was hast du wirklich getan?, will sagen: Worum geht es hier eigentlich? Mit einem knappen Syllogismus macht Jesus deutlich, dass er nicht im Sinne der Anklage schuldig sein kann, erklärt die Wahrheit für sein Königreich, rückt sich in eine metaphysische Dimension. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Für Pilatus ist der Fall klar: Er hat es mit einem harmlosen religiösen Schwärmer zu tun, der sich als König im Reich der Wahrheit begreift. Daher seine sarkastische Frage nach diesem ominösen Reich der Wahrheit, die eine Mischung aus Skepsis, Resignation, Unverständnis und Überfordertsein darstellt: *Quid est veritas?* Im Bibeldruck von 1545 schreibt Luther an den Rand: »Ironia est«; Pilatus habe eigentlich sagen wollen: »Wiltu von warheit reden, so bistu verloren«.

Pilatus geht neuerlich hinaus und erklärt Jesus, den er gemäß Anklage wiederum ironisch König der Juden nennt, für unschuldig und bietet ihn erfolglos zur Amnestie an. Die jüdische Abordnung ist in ihrer Ablehnung hartnäckig. Pilatus geht wieder hinein und ist wohl zunächst ratlos. Palästina war für die Römer nie einfach zu regieren; man musste mit den Einwohnern geschickt umgehen. Trotzdem will er als Besatzungschef um jeden Preis sein Gesicht als starker Mann wahren. In bedeutungsvoller Umkehrung der Rollen greift jetzt nicht der Angeklagte zu rhetorischen Mitteln, sondern der Richter. Pilatus besinnt sich auf die

Ratschläge der Schulrhetorik: Wenn die sprachlichen Mittel versagen, schafft konkrete Evidenz am Ende immer noch die größte affektive Wirkung. Pilatus lässt Jesus durch Folter in einen Mitleid erregenden Zustand versetzen. Wenn er ihn jetzt zur Schau stellt, ist der Königsverdacht ad absurdum geführt, hatte doch Jesus im Verhör selbst darauf hingewiesen, dass ein richtiger König längst von seinen Leuten befreit worden wäre. Als Reaktion erwartet Pilatus Spott oder Mitleid, jedenfalls das Ende dieser merkwürdigen Geschichte: »Da nam Pilatus Jhesum und geisselte jn. Und die Kriegsknechte flochten eine Krone von dornen und setzten sie auff sein Heubt und legten jm ein Purpurkleid an und sprachen ›Sey gegrüßet lieber Jüden König‹. Und gaben jm Backenstreiche. Da gieng Pilatus wider heraus und sprach zu jnen ›Sehet ich füre jn heraus zu euch, das jr erkennt, das ich keine schuld an jm finde‹. Also gieng Jhesus heraus und trug eine dörnen Krone und Purpurkleid. Und er [Pilatus] spricht zu jnen ›[Ecce homo.] Sehet, welch ein Mensch‹.«

Was geschieht? Der als raffinierter rhetorischer Kunstgriff geplante Versuch des ahnungslosen Römers scheitert sofort, denn eine ganz andere Hand inszeniert hier die Ereignisse. Pilatus präsentiert der Johannesschrift zufolge seinen Mitmenschen, ohne es selbst zu wissen, das zu Körperlichkeit, zu Fleisch gewordene Wort Gottes, das *Verbum Dei* der ›Vulgata‹. Zweitausend Jahre Kirchen- und Kunstgeschichte haben diesen Schmerzensmann zum ikonographischen Grundsymbol des Menschen schlechthin stilisiert. Im Jerusalem der Johannesschrift jedoch gilt, was das Proömium schon vorausdeutet: »die seinen namen jn nicht auff«. Die Hohepriester und ihre Leute sind auf den Wortkampf eingestellt und schleudern ihrerseits nur ein aggressives Gegenwort in den Raum: *Crucifige, crucifige eum!* Pilatus reagiert auf dieses »Creutzige, creutzige« hilflos,

denn er kann beim besten Willen kein Delikt erkennen. Er hat als geradliniger Römer aufzutreten, will sich der unangenehmen Sache ohne Rücknahme seines Spruches entledigen. Die politische Dimension wird immer klarer. Macht mit ihm, was ihr wollt, bietet er an. Die Juden lehnen ab und erkennen, dass sie den Unruhestifter nach römischem Recht nicht loswerden. Jetzt nennen sie endlich selbst das Delikt aus jüdisch-religiöser Sicht: Gotteslästerung. Da bekommt es Pilatus, wie es heißt, mit der Angst zu tun. Auf juristischer Ebene ist hier kaum noch etwas zu machen. Er geht wieder hinein. Er und der Angeklagte müssten doch nun kooperieren, um aus der verzwickten Lage herauszukommen. Für einen Römer heißt das in dieser Situation, endlich alle verbalrhetorischen Register zu ziehen. Der Beschuldigte müsste jetzt draußen eine flammende Verteidigungsrede halten oder innen, im Prätorium, endlich verwertbare Entlastungsargumente vorbringen. Pilatus wird wieder informell, will Jesus in ein Gespräch verwickeln: Wo bist du eigentlich her?, fragt er. Da geschieht das für einen Römer Unfassliche: Jesus schweigt, antwortet nicht mehr. Ist diesem berühmten Volksredner Jesus denn nicht klar, dass jetzt alles auf einen rhetorisch gekonnten Ausfall ankommt? Insistierendes Nachhaken: Redest du nicht mit mir? Pilatus versteht dieses Verhalten nicht. Er wechselt irritiert auf das für ihn immer klarer im Raum stehende Thema »Macht«, will kommunikatives Engagement fast erzwingen. In den Worten Luthers: »Weisst du nicht, das ich macht habe dich zu creutzigen und macht habe, dich los zu geben?« Damit Pilatus erkennt, dass hier ein großes Missverständnis vorliegt, äußert sich Jesus dann doch noch ein letztes Mal, verweist noch einmal auf die metaphysische Dimension und hebt damit die Machtfrage auf: »Du hettest keine macht über mich, wenn sie dir nicht were von oben herab gegeben.« Das fordert den Römer heraus; er will auf

jeden Fall seine eigene Macht demonstrieren, will nicht aufgeben. Die Johannesschrift stellt lapidar fest, dass er ihn von da an freizulassen suchte.

Das Ende der Szene ist bekannt. Pilatus geht ein letztes Mal hinaus. Die jüdische Abordnung droht nun offen mit Denunziation beim Kaiser. Pilatus versteht diesen rhetorischen Gegenschlag nur zu gut. Seine persönliche Existenz könnte gefährdet werden. Das macht ihn zur politischen Lösung entschlossen, zumal er inzwischen erkennt oder auch nur ahnt, dass der Angeklagte den Verlauf der Ereignisse so wünscht, dass hier römisches Kalkül versagt, etwas ganz Ungewöhnliches vor sich geht. Der Zauderer Pilatus macht jetzt kurzen Prozess. Als Reaktion auf die Drohungen der Juden, »füret er Jhesum heraus und satzte sich auff den Richtstuel an der Stete, die da heisst Hohpflaster, auff Ebreisch Gabbatha. Es war aber der Rüsttag in Ostern, umb die sechste stunde. Und er spricht zu den Jüden ›[*Ecce rex vester.*] Sehet, das ist ewer König«. Sie schrien aber ›[*Tolle, tolle, crucifige eum*] Weg, weg mit dem, Creutzige jn«. Spricht Pilatus zu jnen ›Sol ich ewern König creutzigen?‹ Die Hohenpriester antworten ›Wir haben keinen König denn den Kaiser«. Da uberantwortet er jnen, das er gecreutziget würde.«

Der Prozess Jesu gehört zu den großen bewusstseinsprägenden Szenen der abendländischen Kultur. In ihr wird die Rolle, der Rang und der Sinn rhetorischen Handelns in Frage gestellt. Es handelt sich um einen Gegenentwurf zum zeitgenössischen römisch-rhetorischen Modell. Irdischer Handlungsmächtigkeit, vor allem auch kommunikativer Handlungsmächtigkeit, wird eine entschiedene Absage erteilt. Sogar die von Pilatus intendierte rhetorische Wirkung der Körperevidenz Christi bleibt aus. Eine andere Wirkung wird langfristig eintreten: Der Gepeinigte wird zur Ikone

des arhetorisch Ertragenden, der Schweigende zum Handlungsmodell des arhetorisch Duldenden, der Jenseitsorientierte zum Vorbild des arhetorisch Hoffenden, der sich Opfernende zum Urtypus des arhetorisch Glaubenden. Dieses christliche Spiritualitätskonzept stellte sich dem emphatischen Logozentrismus und römischen Wortinstrumentalismus, aber auch der Sprachästhetik im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder in den Weg.

Der jahrhundertelange Kampf um die Rhetorik ist auch ein rhetorischer Kampf. In ihn schalten sich immer wieder besonders beredete Verteidiger ein. Zu ihnen gehört auch der Kirchenvater Augustinus (4./5. Jh.). Dass sich die christliche Lehre, vom Geist getragen, selbst ausspricht, keiner Instrumente bedarf, das glaubt auch er. Aber er sieht zugleich sehr deutlich, dass das nachantike christliche Zeitalter nicht auf die alten rhetorischen Errungenschaften verzichten darf. Von diesen Überzeugungen getragen, schreibt er kurz vor seinem Tode mit *De doctrina christiana IV* noch eine Rhetorik, die die alte Kunstlehre dann doch in der christlichen Episteme verankert. Und so bekommen die beiden anderen rhetorischen Schlüsselszenen aus den letzten Jahren der römischen Republik neues Gewicht: Cicero, der kämpferische Moralist, und Antonius, der Demagoge. Diese beiden wissen um die öffentliche Wirksamkeit der Rede, wissen, dass persuasive Kommunikation ein unverzichtbares Regulativ menschlicher Gesellschaften ist.

Für Augustinus ist eines der Hauptargumente seiner Rhetorik-Apologie die Rhetorizität der Bibel selbst. Er hätte dabei auch auf die rhetorische Doppelgesichtigkeit Jesu verweisen können. Es gibt nämlich durchaus den biblischen Orator Jesus. Auch diese ganz andere, wesentliche Seite ist bei der im Abendland so wirkungsvollen biblisch-literarischen Gestaltung der Figur Jesu beeindruckend herausgearbeitet worden. Der Orator ist, fundamentalrheto-

risch gesehen, derjenige in der kommunikativen Interaktion, der zu lenken oder zu orientieren versucht. In den alten Kulturen folgten die Menschen dem Sprecher, der im Rang oft neben dem Anführer stand, wegen seiner auf Wissen gegründeten Lenkungscompetenz. Im Alten Testament treten u. a. die Propheten als Oratoren auf. Alles, was ein solcher Prophet sage, geschehe auch, erklärt Saul im ersten Buch Samuel: »Nu las uns dahin gehen, vielleicht sagt er uns unsern weg, den wir gehen« (9,6). Das Neue Testament stilisiert Jesus mehrfach in der fundamentalrhetorischen Vorsprecherrolle, d. h. in der Oratorrolle. Die Matthäus- und die Johannesschrift drücken das mithilfe der oft wiederholten, prägnant variierten Oratorformel aus. Sie verwenden dabei das schlichte performative Verb griech. *légein* / lat. *dicere* »sagen«, z. B.: »Jr habt gehört, das gesagt ist, Du solt deinen Nehesten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde.« Hier wird das Oratorprinzip deutlich: der (1) kommunikative Eingriff in ein Meinungsbild mit (2) dem Ziel der Lenkung und Neuorientierung. Daher die stereotypen formelhaften Zweigliedrigkeiten in Matthäus 5: (1) »Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist« (*audistis quia dictum est*) und (2) »Ich aber sage euch« (*Ego autem dico vobis*). Vergleichbar ist die mehrfach in Johannes 5 verwendete Variante der Oratorformel: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch« (*Amen, amen dico vobis*).

Andererseits gibt es aber auch die bereits erörterte substanzialistische kommunikative Verhüllung Jesu im Prozess, seine Verweigerung der Kommunikation in einer von Pilatus als konventionell juristisch-agonal eingeschätzten Situation. Damit betont die Johannesschrift eine esoterische Position, die die religiös-philosophische Wahrheit als der öffentlichen Verhandlung entzogen darstellt. Sie steht in einer Tradition, die von Platon bis Heidegger reicht. Danach sind bestimmte »Wahrheiten« nicht verhandelbar, nicht rhetor-

risch verfügbar, und Öffentlichkeit ist ihnen abträglich. In diesem Sinn könnte man auch die folgenden Äußerungen Heideggers interpretieren: »Man versteht nicht so sehr das beredete Seiende, sondern man hört schon nur auf das Geredete als solches.«⁶ Der pragmatistischen Sicht von Kommunikation als letztentlichem Ort der Generierung von Einsicht wird damit klar eine substanzialistische Position ursprünglicher Seinserfahrung entgegengestellt. »Die Öffentlichkeit verdunkelt alles und gibt das so Verdeckte als das Bekannte und jedem Zugängliche aus«, heißt es bei Heidegger an anderer Stelle. Es gibt für ihn Zugangsformen zum Sein (andere sprechen von Wahrheiten) jenseits des »man« sagt«, »man« denkt« usw. »Abständigkeit, Durchschnittlichkeit, Einebnung konstituieren als Seinsweisen des Man das, was wir als ›die Öffentlichkeit‹ kennen. Sie regelt zunächst alle Welt- und Daseinsauslegung und behält in allem Recht.« Und: »Jeder Vorrang wird geräuschlos niedergehalten. Alles Ursprüngliche ist über Nacht als längst bekannt geglättet. Alles Erkämpfte wird handlich. Jedes Geheimnis verliert seine Kraft.«⁷

Der esoterische Standpunkt stellt die auf Nietzsche zurückgehende, von Hans-Georg Gadamer in die jüngere Theoriedebatte eingeführte rhetorische Ubiquitätsthese in Frage⁸, postuliert einen außerrhetorischen Raum. Er kann, rhetoriktheoretisch betrachtet, problemlos zugestanden werden. Der rhetorische Fall tritt erst ein, wenn für den Orator die Frage von Wahrheit und Geltungsanspruch so weit geklärt ist, dass er in die rhetorische Handlung eintreten kann, die in persönlicher, direkter Kommunikation besteht. Wie der Orator zu seinem Zertum, zu seiner inneren Gewissheit gelangt, ist rhetoriktheoretisch unerheblich,

6 Heidegger (1979), S. 168.

7 Ebd., S. 127.

8 Gadamer (1971), S. 63.

erheblich ist dagegen, dass er sein Zertum bei anderen Menschen etablieren will.

Wir haben uns drei rhetorische Schlüsselszenen ersten Ranges vor Augen geführt. Sie zeigen uns verschiedene Aspekte des Phänomens Rhetorik, vor allem aber, wie der Rhetor oder Orator als soziales Organ hervortritt, das ungeordnete Kräfte mit kommunikativer Energie neu strukturiert, neu ausrichtet, auch zur Handlung leitet. In allen drei Szenen wird zugleich ein Gestus rhetorischer Deixis ins Spiel gebracht: *Ecce homo* – Seht diesen Menschen! Diesen Verräter Catilina, diesen ermordeten wahren Herrscher Caesar, diesen auf pures Menschsein reduzierten Jesus. Für die antike Auffassung von dem, was Rhetorik zu verhandeln hat, ist diese Deixis von Bedeutung. Rhetorik hat nach dieser Sicht die Sache der Menschen in ihrer wechselseitigen Bezüglichkeit und Sozialität zum Gegenstand, aber eben nur so, wie sie sich für den Orator darstellt. Gerade das macht sie für die theologischen Substantialisten der Johannesschrift im Gottesprozess so problematisch.

Orator

Erst die Theorie entscheidet darüber,
was man beobachten kann.

Albert Einstein

Wenn man die Rhetorik befragt, wo ihr ureigener Ansatzpunkt gegenüber anderen mit Sprache und Kommunikation befassten Disziplinen ist, dann kann die Antwort nur lauten: bei dem als Orator handelnden Menschen. Der Orator, den man auch den strategischen Kommunikator nennen könnte, ist der archimedische Punkt der Rhetoriktheorie. In ihrem Rahmen ist er als abstrakte Größe zu sehen, als theoretisches Konstrukt, das sich analytisch aus der Untersuchung verschiedener Diskurse gewinnen und unter verschiedenen Perspektiven betrachten lässt: als kognitives Kalkül, als soziale Handlungsrolle oder als Kommunikationsfaktor und textkonstruierende Instanz.

In der *Praxis* ist Rhetorik die Beherrschung erfolgsorientierter strategischer Kommunikationsverfahren. Rhetorik ist die kommunikative Möglichkeit des Menschen, einem von ihm als berechtigt angesehenen Anliegen, dem oratorischen Telos, soziale Geltung zu verschaffen und sich selbst damit, wenigstens im Moment des kommunikativen Erfolgs, aus sozialer Determination zu befreien. Rhetorik war von Beginn an der Ausgang des Menschen aus gesellschaftlicher Sprachlosigkeit, und der rhetorische Imperativ lautet: *Perorare aude*. – Habe Mut, dich deiner eigenen Ausdrucksfähigkeit offen zu bedienen!

Die in der Definition enthaltene Kategorie der Erfolgsorientiertheit ist eine formale Kategorie, die nur besagt, dass der Orator ein Telos hat, sein kommunikatives Handeln

also an einem kommunikativen Ziel ausgerichtet. Traditionell spricht man bei den methodischen Vorgängen des Überzeugens von Persuasion, die im Dienst zweier sozial gegenläufiger Prinzipien der Rhetorik steht. Das erste Prinzip ist die Metabolie, Veränderung oder Wechsel, das zweite Prinzip aber ist die Systase, die soziale Bindung.¹ Die Wertigkeit der je konkreten rhetorischen Ziele ist kein rhetoriktheoretisches Problem, sondern unterliegt außerrhetorischen, etwa moralischen oder politischen Betrachtungsweisen. Eine Implikatur der Erfolgsorientiertheit ist die am Ziel orientierte Funktionalisierung aller kommunikativen Mittel.

Die *Theorie* der allgemeinen Rhetorik bezieht sich auf diese Praxis des handlungsmächtig eingestellten Kommunikators. Unter Bezug auf die aristotelische Vorstellung von Rhetorik als einer *dýnamis* können wir die kommunikative Befähigung und Handlungsmacht auch oratorische Dynamik nennen. Die Rhetoriktheorie interessiert sich nicht für den Kommunikator in Hinblick auf seine Rolle als Mitspieler im Konzert der kommunikativen Welt, sondern in Hinblick auf seine Rolle als Solist oder Dirigent, falls er den Taktstock ergreifen sollte. Sie ist mithin keine allgemeine Kommunikationstheorie, sondern eine spezielle. Ihre Perspektive ist ausschließlich die strategische Kommunikation des Menschen. Das legt die zweieinhalbtausendjährige Tradition des Faches Rhetorik, insbesondere die römische, so fest. Dies ergibt sich aber auch aus der wissenschaftlichen Notwendigkeit nach systematischer Klarheit, die verlangt, das rhetorische Proprium innerhalb der allgemeinen Kommunikationstheorie zu spezifizieren. Dies ist unumgänglich, weil die rhetorische Episteme sonst im Zustand einer unorganischen Akkumulation von Theorieteilen verharren würde, den ihre Geschichte mit sich gebracht hat. Mit der

1 Knappe (1998), S. 54–69.

Oratorperspektive ist zwar die maßgebliche Zentralperspektive der Rhetoriktheorie festgelegt, doch sie lenkt den Blick weiter zu den im Folgenden abgehandelten Teilaspekten der *Allgemeinen Rhetorik*.

Moderne Medientheorien, die in der komplexen arbeitsteiligen Welt heutiger Kommunikationsmaschinerien einen technisch-strukturellen Autorverlust konstatieren, fordern die Frage heraus, ob die mit dem Orator verbundene Vorstellung eines handelnden Subjekts nicht eine Fiktion ist. Die Antwort lautet: Nein. Es geht natürlich um eine abstrahierte Größe, doch lässt sie sich auf eine praktische Annahme zurückführen. Diese mündete in der Moderne in eine Gesellschaftsdoktrin, nach der wir es in der gesellschaftlichen Praxis mit zählbaren, biologisch-medizinisch identifizierbaren, juristisch individuell verantwortlichen (d. h. auch individuell sanktionsfähigen), politisch wahl- und entscheidungsfähigen Einzelpersonen zu tun haben, die wir im Alltag Menschen nennen. Ich möchte hier ausdrücklich auf das moderne Urheberrecht als Endpunkt einer langen Entwicklung verweisen, das in § 15 die identifizierbare Größe »Autor« als »Urheber« mit persönlichen Besitzrechten an seinen werkmäßigen Äußerungen vorsieht. Dennoch kommt die Rhetoriktheorie nicht umhin, sich auch mit korporativer oder institutioneller Auktorialität, innerhalb derer sich einzelmenschliche Kommunikation auflöst, zu befassen. Gegenüber der einzelmenschlichen Oratorperspektive hat aber jede Inblicknahme von institutionellen Kommunikatoren (Institutionen oder Gruppen, die gewissermaßen »mit einer Stimme« in Werbung, Public Relations etc. sprechen) derivativen Status.

Die allgemeine Kommunikationstheorie hat Richtungen eingeschlagen, die Zweifel an einer anthropologischen oder lebensweltlichen Rückbindung moderner Kommunika-

tionstheorien aufkommen lassen könnten. Niklas Luhmann bemerkt 1982 in einem historischen Exkurs, dass die Rhetorik, die von ihrem ganzen Konzept her schon immer mit der Implikatur eines Individuums arbeitete, im 18. Jahrhundert »zu Ende« ging, wobei er allerdings einräumt, dass es im 20. Jahrhundert bei Rhetoriktheoretikern wie Chaïm Perelman zu »Wiederbesinnungsversuchen mit mehr als historischem Anspruch« gekommen ist. Dieses genannte Ende fällt genau in die Zeit, in der das Individuum als theoretische Größe, wenn nicht entdeckt, so doch fixiert wird. Bei genauerem Hinsehen zeigt die »Individualität« des »Individuums« dieser Zeit jedoch, so Luhmann, »für empfindliche Beobachter eher den als Individualismus getarnten Kollektivismus an«. Muss man, fragt Luhmann, den für diese Epoche feststellbaren, oft »betrauten Verlust der Körpersprache und den ebenfalls betrauten Untergang der Rhetorik« tatsächlich beklagen? Luhmann sieht eher einen Gewinn, ja Neubeginn. Dem Verlust sei ein neues Konzept von »Informationsgewinnungsverfahren« gefolgt, das auf der »Differenz von Bewußtem und Unbewußtem« fußt und theoretisch die strikte Trennung von bewussten (einzel-menschlichen) »Systemen« und unbewussten Systemen der Außenwelt vorsieht. »Dieses Differenzschema bewußt/unbewußt ist körperlich nicht inkarnierbar (was man von einer Seele, ja selbst von der rationalen Substanz des Mentales noch annehmen konnte); sie ist als *Differenz* gegen den Körper und seine Ausdrucksmöglichkeiten verselbstständigt (womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß Körperliches seinerseits im Schema bewußt/unbewußt interpretiert werden kann). Zugleich ändert ein an dieser Differenz orientiertes soziales Beobachten die sozialen Beziehungen; denn diese Differenz kann per definitionem nicht Kode, nicht Verständigungsinhalt, nicht gemeinsames Medium

werden; sie distanziert actor und observer und sanktioniert damit die Erfahrung der Inkommunikabilität.«²

Diese zunächst radikal klingende Inkommunikabilitätsthese ist inzwischen durch die langjährigen Debatten um die objektivistische Systemtheorie und den Radikalen Konstruktivismus als wesentlicher Faktor bei der Erklärung kommunikativer Systeme akzeptiert, Luhmanns Ansatz zugleich aber auch modifiziert und, wegen der letztlich begrenzten Reichweite, in seinem Stellenwert relativiert worden. So kann Siegfried J. Schmidt 1994 die Frage aufwerfen, ob tatsächlich »Kommunikation ohne Menschen« statfinde, wie es der systemtheoretische Objektivismus Niklas Luhmanns mit dem Theorem: nicht der Mensch, »nur die Kommunikation kann kommunizieren« postuliert.³ In kritischer Auseinandersetzung mit Luhmann kommt Schmidt zu dem für die Oratortheorie wesentlichen Ergebnis, dass die »Annahme der Selbstorganisation von Kognition und Kommunikation« nicht »notwendig zu dem Schluß« führe, »Kommunikation komme vollständig ohne Individuen aus und müsse ohne Begriffe mit Bewußtseinsreferenz beschrieben werden«.⁴ Luhmanns Theorie sei zu einseitig auf die Beobachtung massenmedialer Kommunikation gegründet, daher zu »strukturarm«, überziehe die strikte Trennung von menschlichem Bewusstsein und Kommunikation deutlich und berücksichtige dabei zu wenig den Aspekt der kognitiv-kommunikativen Anschlussoperationen. Wenn man mit der Unterscheidung von menschlicher »interaktiver Kommunikation« und »Massenkommunikation« arbeite, lasse sich beobachten, »wie beide reziprok aufeinander einwirken, und wie im Einzelfall individuelle Aktanten beide Kommunikationstypen beeinflussen können, etwa durch

2 Luhmann (1982), S. 375.

3 Luhmann (1986), S. 51.

4 Schmidt (1994b), S. 611.

das Lancieren neuer Themen, das Erfinden von Gerüchen, das Kreieren neuer Metaphern usw.« Die systemtheoretische Verkürzung der allgemeinen Kommunikationstheorie beruhe, so Schmidt, auf einer gravierenden »Aufmerksamkeitsreduktion«, die die System-Umwelt-Problematik ausblende. Wer nur davon spricht, wie sich in der massenmedialen Kommunikation »Texte auf Texte beziehen« usw., der übersehe unter dieser verengten Perspektive, »daß es – bis heute – immer Menschen sind, die Texte produzieren, die sprechen und zuhören.«⁵ Gegen Luhmanns Betrachtungsweise, die in dem bereits erwähnten Satz kulminiert: »nur Kommunikation könne kommunizieren«, will Schmidt daher die von einem sehr viel komplexeren Modell abgeleitete allgemeinkommunikative These stellen: »nur Aktanten (gesehen als Kommunikanden, nicht als »komplette Menschen«...) kommunizieren.«⁶ Was bei Siegfried J. Schmidt als Gegensatz erscheint, lässt sich gewiss auf höher abstrahierter Ebene wieder verbinden in einer Hypertextorie der Interaktion minimaler und maximaler bzw. kognitiver und technischer kommunikativer Systeme. Die vom Orator her denkende Rhetoriktheorie fragt dabei nach den Verflechtungen einzelmenschlicher kognitiver Systeme mit übergeordneten objektiven Systemen und nach der Abhängigkeit von tiefenstrukturellen Gesetzmäßigkeiten der sozial-kommunikativen Welt, die Luhmann untersucht.

Was die Rhetoriktheorie betrifft, so bleibt sie beim einzelnen Menschen, auch wenn sie ihn als Kommunikator abstrahiert. Der klassische Begriff des *Orators* ist als rhetoriktheoretischer Terminus *technicus* für diese Instanz des strategischen Kommunikators am besten geeignet. Der Begriff vermeidet umgangssprachlich bedingte Konnotationen, die sich heute bei Ausdrücken wie Redner, Agitator

5 Ebd., S. 608–612.

6 Ebd., S. 612.

usw. einstellen. Die Rhetorik konzentriert sich unter praktischen Vorzeichen besonders auf den Aspekt der sozialen Handlungsfähigkeit bzw. Interaktion in Form von Kommunikationen. Gerade wenn es um die Fundamentalarhetorik geht, perspektiviert der Begriff *Orator* eine allen Menschen eigene spezielle kommunikative Kompetenz, die man auch in der Hypostase des *Homo rhetoricus* zu fassen gesucht hat.

Wenn wir hinsichtlich des Orators nach weiteren, insbesondere philosophischen Anschlusspositionen für die allgemeinrhetorische Theoriebildung fragen, dann sind, neben Semiotik, Praxeologie und moderner Handlungstheorie, vor allem die neuzeitliche Subjektphilosophie, die Lebensweltphilosophie und der philosophische Pragmatismus zu nennen. Es ist bekannt, wenn auch nicht im Gesamtzusammenhang aufgearbeitet, dass die Rhetoriktheorie wesentlichen Einfluss auf die Ausfaltung des europäischen Subjektbegriffs hatte. Die Brücke zwischen dem klassischen Orator- und dem neuzeitlichen Subjektbegriff ist erkennbar. Beide nehmen ihren Ausgang in den antiken Kulturen, in denen sich, so Eric Alfred Havelock, durch die Etablierung der Literalität das Ich-Bewusstsein als Mentalkonzept im Kontrast zu den neu entstehenden Abstrahierungs- und Objektivierungsleistungen ausdrückte.⁷ Politisch-historische Gründe sind im Kommunikationsraum der griechischen Polis zu suchen, der die soziale Ablösung und Profilierung von Vorsprechern notwendig machte. In Krisen konnten diese dann sogar als Individuen für ihr oratorisches Handeln haftbar gemacht werden; entsprechende Anklagen und Prozesse waren in Athen an der Tagesordnung. Der subjektphilosophische Rang der Rhetoriktheorie ist inzwischen

7 Havelock (1963).

anerkannt, wie eine Bemerkung von Roland Hagenbüchle aus dem Jahr 1998 deutlich macht: »Die Bedeutung der Rhetorik für die Entfaltung des westlichen Subjekts und des westlichen Denkens insgesamt kann wohl kaum überschätzt werden. Diese große abendländische Tradition – vom 18. bis zum 20. Jahrhundert zunehmend in die Defensive gedrängt – mußte von Perelman/Olbrechts-Tyteca und anderen für unsere Zeit regelrecht zurückgewonnen werden.«⁸ Wenn das so ist, dann dürfen die Errungenschaften und Leistungen der Subjektphilosophie gewiss auch ihrerseits wieder in die zeitgenössische Rhetorikdebatte zurückgeführt werden, etwa im Zusammenhang von Erörterungen zu Autonomie, Freiheit, Selbstreferenzialität usw.⁹

Genauso wichtig ist aber auch die philosophisch vor allem von Edmund Husserl, soziologisch von Alfred Schütz und Thomas Luckmann entwickelte Lebensweltphilosophie. Niklas Luhmann sieht in ihr einen äußerst interessanten Ansatz, der vom einzelmenschlichen »Bewusstsein« als kognitivem System zu den objektiven Außensystemen führt. In gewisser Weise reagiert der Begriff Lebenswelt, so Luhmann, »auf die Formalisierung des Weltbegriffs in der modernen Logik und Philosophie, und zugleich signalisiert die Begriffskomponente ›Leben‹ das Hinausgehen über die im reinen Bewußtsein vorfindlichen Gedanken.« – »Auch die Wissenschaft findet in der Lebenswelt statt. Alles, was ist, ist in der Lebenswelt aufweisbar.«¹⁰

Für die Rhetorik ist die Lebensweltkategorie nicht deshalb wichtig, weil sie etwa die Alltagswelt mit ihrer vorwissenschaftlichen Welterfahrung ganz bewusst gegen die theoretisch vermittelte Erfahrung der Wissenschaft oder

8 Hagenbüchle (1998), S. 26.

9 Vgl. Henrich (1976).

10 Luhmann (1986), S. 48 f.; zum Lebensweltkonzept siehe auch Blumenberg (1986), S. 7 ff.

Philosophie stellt und man der Rhetorik dann einen lebensweltlichen Platz reservieren könnte. Rhetorik hat ihren Sitz überall, in der lebensweltlichen wie in der wissenschaftlichen Kommunikation. Nein, wichtig ist die Lebensweltphilosophie für die im weiteren Verlauf zu diskutierende Fundamentalrhetorik wegen ihrer Perspektivierung auf die primordiale Wahrnehmungswelt eines methodisch zu isolierenden *Ego cogito, Ego ago, Ego autem dico*. Der Mensch nehme seinen Intellekt »so pathetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten«, sagt Friedrich Nietzsche und fährt fort: »Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt.« Nietzsche denkt darüber nach, wie Organismen mit der Umwelt auf der Basis einer mentalen Repräsentation dieser Umwelt interagieren und sich dabei selbst als Zentrum sehen. Sogar »der stolzeste Mensch, der Philosoph«, meine, »von allen Seiten die Augen des Weltalls teleskopisch auf sein Handeln und Denken gerichtet zu sehen«¹¹. Es ist hier nicht der Ort, die sich anschließenden wahrheitsphilosophischen Schlussfolgerungen Nietzsches zu erörtern. Nur die subjektphilosophische Perspektive ist hier mit Blick auf die Oratortheorie von Belang. Was der Orator an sprachlichen Zeichen austauscht, ist immer nur mit jenen Bedeutungen geladen, die sein Subjektfilter gestattet. Was Nietzsche mit Sarkasmus bedenkt, dass sich nämlich der Einzelmensch in seiner Handlungsorientierung, wie jedes Tier, für das Epizentrum der Welt hält, wird etwa bei Alfred Schütz zum methodischen Prinzip. Für ihn spielt die Handlung, er nennt sie »Wirken«, nicht aber die Wahrnehmung die Hauptrolle bei der einzelmenschlichen Wirklichkeitskonstitution im Alltag. Rhetoriktheoretisch

11 Nietzsche (1988), S. 875 f.

interessant sind hierbei die Hervorhebung des handelnden Ichs, des interaktionellen Außenaspekts, der dennoch vom Einzelmenschen her zu sehen ist, sowie die Emphasierung des Leibs, der beim Zusammenspiel von menschlicher Innen- und Außenwelt eine Sonderrolle spielt. Die extensive Außenwelt wird von mir, einer leiblichen Existenz, in verschiedene Schichten gegliedert. Der Platz, den mein Leib einnimmt, ist der Nullpunkt meines Koordinatensystems. In Bezug auf meinen Leib ordne ich meine Umwelt in die Kategorien von rechts und links, von vorne und hinten, von oben und unten, von nah und fern. Darüber hinaus gliedert sich die Welt um den Leib in verschiedene Stufen der Reichweite. Die »Welt in meiner Reichweite«.¹² Damit ist auch genau jene Perspektive beschrieben, die den Ausgangspunkt der oratorischen Kommunikation bildet. Die »Wirkwelt«, also jener Bereich, in dem der hellwache Mensch seine Wirkhandlungen vollzieht, ist auch das strategische Reich des Ichs; sie ist »meine Lebenswelt und als die eine und einheitliche Welt, in der ich meine Entwürfe und Vorsätze realisiere, ist sie die Welt meines wachen bürgerlichen Tages«.¹³ Der Ort, den mein Körper einnimmt, stellt immer den Ausgangspunkt meiner Handlungen dar. Die Oratorperspektive, und um sie geht es uns, ordnet die soziale Welt im Sinne von Schütz der »Wirkwelt« des handelnden Ichs unter. Für den Orator ist jede Situation eine Situation seiner Wirkwelt.

Die Frage nach dem Motivations- und Sinnzusammenhang ist rhetoriktheoretisch nur in instrumenteller Hinsicht interessant, weil davon beim Orator die Wahl der kommunikativen Mittel (z. B. der Rückgriff auf Topiken) beeinflusst wird. Entscheidend ist, dass – aus welchen Motiven und Gründen auch immer – an einem ganz bestimmten

12 Schütz (1971), S. 257.

13 Schütz (1996).

Punkt der kommunikativen Interaktion der rhetorische Fall eintritt. Für Schütz ergibt sich das Thema des einzelmenschlichen »Wirkens« aus dem Interesse. Dahinter verbirgt sich für ihn ein komplizierter Motivationszusammenhang, der mit dem subjektiven Sinnzusammenhang eng verbunden ist. Der Interesse-Begriff führt uns zum philosophischen Pragmatismus. Er baut eine theoretische Brücke vom Individuum zur Gesellschaft und legt Grundsteine für eine interaktions- und prozesstheoretische Betrachtungsweise der Rhetorik in der Gesellschaft.

John Dewey stellt die naive Vorstellung einer ontologischen Vorgängigkeit des Individuums als fixe Gegebenheit in Gesellschaften auf den Kopf: »Nur in dem Sinne von physischen Körpern, die für die Sinne als etwas Getrenntes existieren, ist Individualität ein ursprünglich Gegebenes. Individualität in einem sozialen und moralischen Sinne ist etwas, das hergestellt werden muß. Sie bedeutet Initiative, Erfindungsgabe, Wendigkeit, Übernahme von Verantwortung in der Wahl der Überzeugungen und des Verhaltens. Dies sind keine Gaben, sondern Leistungen.« Und wir ergänzen: Es sind Leistungen, die ganz wesentlich vom Orator vollbracht werden. Die »sozialen Einrichtungen, Gesetze, Institutionen«, in denen und mit denen er agiert, werden so »Mittel und Werkzeuge menschlichen Wohlergehens und Fortschritts«. »Sie sind Mittel, Individuen zu *schaffen*.« Individuum und Gesellschaft, verstanden als theoretische Größen, stehen für Dewey in einem dialektischen Verhältnis; er spricht von einem »organischen« Zusammenhang. Das Spiel der Eigeninteressen schafft erst die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Für die Oratortheorie ist Deweys Apologie des wohlverstandenen Eigeninteresses von Bedeutung, denn der Mensch übt dieses Interesse wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, in seiner Funktion als Orator aus: »Moraltheoretiker der entgegengesetzten Schule

zögerten nicht, auf die Übel jeder Theorie hinzuweisen, die sowohl die Moral wie die politische Wissenschaft auf Werkzeuge eines berechnenden Selbstinteresses reduzierte. Infolgedessen warfen sie die gesamte Theorie des Interesses über Bord, weil sie der Moral schädlich sei. Die Wirkung dieser Reaktion war, die Sache der Autorität und des politischen Obskurantismus zu bestärken. Wenn das Spiel der Interessen eliminiert wird, was bleibt dann? Welche konkreten bewegenden Kräfte können dann gefunden werden?« Nach Dewey bleibt dann nur der theoretische Rückgriff auf starre Abstraktionen, die in der konkreten gesellschaftlichen Verständigung zulassen, »das Selbst mit etwas Fertigen« zu identifizieren. Dadurch wird jede reale Dynamik ausgeklammert. Deweys wertfreier Begriff des Interesses hingegen ist anzuwenden, »wenn das Selbst als im Prozeß befindlich und das Interesse als ein Name für alles begriffen wird, was mit der Förderung seiner Bewegung in Zusammenhang steht.«¹⁴ Diese Vorstellung von einem Self-in-progress, einem dynamischen, sich ständig in Sozialität entwickelnden und mit anderen verbundenen Ich, ist wichtig für die Vorstellung vom Orator. Das Gegenbild ist das auch von Richard Rorty polemisch attackierte »Ich« der Philosophietradition. Für Rorty ist es ein »Mythos«, der davon ausgeht, das Ich sei eine feste und einfache Entität. Er hebt den Standpunkt von Annette Baier und John Dewey hervor, das Ich sei »etwas Nichtrelationales und dazu imstande, frei von jeglicher Sorge um andere als kalter Psychopath zu existieren, der dazu gezwungen werden muß, die Bedürfnisse anderer Menschen in Betracht zu ziehen.«¹⁵ Natürlich weiß die Weltgeschichte, einschließlich der Rhetorikgeschichte, von solchen Psychopathen zu berichten. Doch sie müssen in unserem Zusammenhang nicht zur em-

14 Dewey (1989), S. 237–239.

15 Rorty (1994), S. 73.

pirischen Grundlage eines generalisierten Konstrukts gemacht werden. Es bleibt im Sinne Deweys dabei, dass der durchschnittlich sozialisierte Orator prinzipiell in seiner rhetorischen Handlung auf Rückkopplung eingestellt ist, d. h. sich immer selbst auch in der Rolle des Mitsprechers sehen kann.

Konstruktion und Widerstand

Die eigenen Theorien legen fest,
was man will und was man sagt.

In den folgenden Überlegungen wird die oben eingeführte Größe des Orators auf einer bestimmten theoretischen Ebene weiter abstrahiert. Der Orator wird jetzt als menschliches kognitives System betrachtet, das in Kommunikationen mit anderen Systemen interagiert. Geht man von Jacques Lacans Theorie der sprachlich verfassten Psyche aus, dann kann man bei der menschlichen Kognition von einem hochgradig selbstgesteuerten mentalen Textsystem sprechen, das seinerseits neue, meist für die kommunikative Außenwelt bestimmte Texte hervorbringt.¹ Der Orator interagiert mit anderen menschlichen »kognitiven« Systemen und zugleich mit »objektiven«, mit semiotischen, insbesondere aber auch technisch-medialen Systemen. Aus den recht unterschiedlichen Selbstorganisationszwängen der kommunikativ vernetzten Systeme entstehen für den Orator bestimmte Probleme, die in der Kategorie des kommunikativen Widerstands gefasst werden sollen.

Wie oben skizziert, versteht die Rhetoriktheorie unter dem Orator einen Menschen, der in seinem Bewusstsein Intentionalität (kommunikative Zielvorstellungen, gerichtete Dynamik) ausprägt, sie im sozialen Handlungsraum per kommunikativer Intervention über Texte ausagiert, um sie letztendlich im Bewusstsein seiner Kommunikationspart-

1 Lacan (1980).

ner zu implementieren. Mit H. Paul Grice und anderen Kommunikationstheoretikern ist dabei vorausgesetzt, dass Kommunikation immer adressatenorientierter Zeichengebrauch ist, grundsätzlich und bis zum Beweis des Gegenteils auf Kooperation und Verständigung ausgerichtet, wenn auch nicht immer auf Einverständnis.² Die jeglicher Rhetorik zu Grunde liegende Prämisse, dass ein Mensch mittels Kommunikation auf einen anderen Menschen einwirken kann, scheint mit bestimmten Theoremen des Radikalen Konstruktivismus zu kollidieren, etwa den folgenden: »Man kann durch eine Interaktion mit einem strukturdeterminierten Lebewesen nie das bestimmen, was in ihm abläuft.« (Humberto R. Maturana)³ – »Umwelteinflüsse, also auch Interaktionen mit anderen Aktanten, übertragen keine Information. Diese wird vielmehr ausschließlich innerhalb des Systems erzeugt.« (Siegfried J. Schmidt)⁴ – »Es gibt keinen Input und keinen Output aus dem Bewußtsein in die Kommunikation oder umgekehrt. Operationale Schließung heißt auch: informationale Schließung. Es gibt nichts als den Versuch, Gedanken an Gedanken und Kommunikation an Kommunikation anzuschließen.« (Dirk Baecker)⁵ Der Bewusstseinsraum eines Menschen ist als in sich geschlossenes System zu verstehen, ja bisweilen geradezu als leibnizische Monade: »Unser Selbstbeobachtungs-, unser Selbstbeschreibungs-, unser Verrechnungs-System wäre wie eine undurchdringliche fensterlose, aber verformbare Kugel, ein Ball, eine Blase; die Oberfläche, die äußeren Grenzen dieses Systems könnten nie durchstoßen werden (nichts kommt je rein oder je raus – auch nicht gefiltert); aber das System ist plastisch und kann daher verschiedenartig eingebeult (de-

2 Grice (1967).

3 Riegas/Vetter (1990), S. 16.

4 Schmidt (1990a), S. 310.

5 Baecker (1992), S. 235.

formiert) werden.« (Bernd Scheffer)⁶ Nur diese Art reizstimulierter Oberflächenveränderungen können intern vom System interpretiert werden. Ein Bezug zu Kants Unerkennbarkeit des Dinges an sich stellt sich da unvermittelt ein. Der Neurophysiologe Gerhard Roth formuliert es wie folgt: »Das Gehirn hat keinen direkten Zugang zur Welt, es ist in sich kognitiv und semantisch abgeschlossen. Es erhält Erregungen von den Sinnesorganen, die es, da die Erregungen unspezifisch sind, aufgrund interner Kriterien deuten muß.«⁷

Diese Thesen rekurrieren aus Sicht des Rhetorikers einerseits auf die ihm allzu vertraute Tatsache, dass sich Menschen oft nur schwer beeinflussen lassen, überraschen andererseits aber doch durch ihre Radikalität, mit der sie sich in scharfen Kontrast zu der traditionellen rhetoriktheoretischen Annahme stellen, ein Sprecher könne beim Gegenüber durchaus Verstehensmöglichkeiten ausschöpfen. Sie scheinen Ivor A. Richards' programmatische Festlegung zu bestätigen, Rhetorik müsse sich als Disziplin vorrangig mit dem Studium des menschlichen Missverstehens und seiner Heilmittel befassen (»Rhetoric should be a study of misunderstanding and its remedies«).⁸ Kritiker des Radikalen Konstruktivismus verweisen auf die Praxis menschlicher Kommunikation, die durchaus auch von erfolgreichen Einflussenerlebnissen gekennzeichnet sei. Wenn man dem zustimmt, braucht man konstruktivistische Überlegungen dennoch nicht von vornherein abzulehnen, weil sich auf der Grundlage dieses radikal skeptischen Ansatzes die zweifellos bestehenden Probleme der Kommunikation neu durchdenken lassen. Angesichts dessen scheint eine knappe Diskussion des Radikalen Konstruktivismus im Rahmen einer

6 Scheffer (1990), S. 56.

7 Roth (1985), S. 237.

8 Richards (1965), S. 3.

Grundlegung der Rhetoriktheorie unter folgenden Leitfragen nützlich: Was für Implikationen hat Kommunikation überhaupt? Wie lässt sich das Konzept strategischer Kommunikation des Orators aufrechterhalten? Wie ist es zu fassen und mit dem Konstruktivismus zu vermitteln?

Wichtig ist in diesem Zusammenhang zunächst einmal die vom Konstruktivismus aufgeworfene Grundsatzfrage, ob und wie neuronale Systeme eventuell kommunikativ austauschbare Bedeutungen generieren können. Zur Debatte steht dabei das konstruktivistische Theorem von der semantischen (Ab-)Geschlossenheit des Gehirns bzw. die These, dass ein kognitives System keine »Information« aufnimmt. Das Gehirn versteht danach nur neuronale Signale, die für sich genommen bedeutungslos sind, denn das System hat keinen direkten Zugang zur Welt. In dieser Hinsicht befindet sich der radikale Konstruktivismus in Übereinstimmung mit bestimmten Positionen der modernen Wissenschaftstheorie.⁹ Die Frage ist lediglich, wie sich unter dieser und den im Folgenden genannten theoretischen Voraussetzungen überhaupt noch das oben eingeführte rhetorische Postulat erfolgreicher Kommunikation aufrechterhalten lässt. An dieser Frage sind auch medizinische Sonderformen der Rhetorik, wie etwa die auf kognitive Intervention setzende Psychotherapie interessiert. Auch die Psychotherapie arbeitet persuasiv, will durch oratorische Intervention, d. h. methodisch bisweilen streng festgelegte Prozeduren strategischer Kommunikation, Patienten von A nach B bringen, also vom leidvollen psychischen Zustand A zum befreienden Zustand B. Daher war es folgerichtig, dass sich auch Psychologen in die Konstruktivismusdebatte eingeschaltet haben. Hier ist vor allem die Gruppe um Ralf Nüse zu nennen, die einen äußerst kritischen Standpunkt einnimmt. Für

9 Vgl. Nüse (1995), S. 65 und 334.

die Konstruktivismuskritiker wie Nüse spricht nämlich nach allem, was die moderne Psychologie weiß, nichts dagegen, dass die »internen Signale etwas repräsentieren, was außerhalb des Gehirns ist«. ¹⁰ Diese Repräsentation muss keineswegs auf analoge Weise (etwa nach dem Modell analoger Bildzeichen) stattfinden. Auf jeden Fall muss es eine Art kognitiven Adapter oder eine Modulfunktion geben. Wichtig für die menschliche Kommunikation ist, dass in allen menschlichen kognitiven Systemen ähnliche Strukturen von Repräsentation möglich sind, damit trotz der relativen Systemabgeschlossenheit mediale Codes bzw. Sprachen gebildet werden können.

Der konstruktivistische Neurophysiologe Roth weist darauf hin, dass es sehr unterschiedliche Arten neuronaler Repräsentationen im Gehirn gibt und dass das Gehirn bestimmte Nerverregungen als Indikatoren bestimmter Konnexe erkennt: »alles, was senso-motorisch rückgekoppelt ist, ist Körper, was aber nur zu Erregung in den sensorischen Zentren ohne direkte Rückkopplung führt, ist Umwelt«. ¹¹ Nüse und seine Mitarbeiter sehen in dieser Feststellung »eine Struktur« angesprochen, »die man normalerweise eine Indikator- bzw. Zeichenrelation nennen würde«. »Immer wenn ein bestimmter Sachverhalt vorliegt (hier z. B. senso-motorische Rückkopplung), liegt auch ein anderer Sachverhalt vor (hier: es handelt sich um Erregung, die auf Körperbewegung zurückzuführen ist), so daß man vom Vorliegen des einen auf das Vorliegen des anderen Sachverhaltes schließen kann. Insofern ist die These von der semantischen Neutralität neuronaler Signale zu modifizieren.« ¹²

Selbst Humberto R. Maturana räumt ein, dass kognitive Systeme in der Lage sind, interne und externe nervöse Si-

10 Nüse (1995), S. 68.

11 Roth (1987), S. 236 f.

12 Nüse (1995), S. 68.

gnale zu unterscheiden und aufgrund von Kopplungen eine Art Zeichenrelation herzustellen: Nur »wenn Zustände nervöser Aktivität ihren Ursprung nicht direkt anzeigen (durch Begleitereignisse, durch ihre örtliche Bindung, oder durch die Folgen der neuen Interaktionen, die sie erzeugen), gibt es keine mögliche Unterscheidung zwischen intern und extern entstandenen Zuständen nervöser Aktivität.«¹³ Jedes kognitive System ist eben wiederum Teil anderer Systeme mit entsprechenden Wechselwirkungen. Siegfried J. Schmidt geht unter dieser Voraussetzung sogar so weit, die Kognition als »sozial bestimmt« durch »den langen und rigiden Prozeß der Sozialisation« anzusehen. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Symbol- bzw. Zeichensysteme, denn im langen Aufbauprozess interner Kodes werden »vor allem über Sprache als System von Unterscheidungen und Benennungen diejenigen symbolischen Ordnungen inkorporiert«, die »trotz der kognitiven Autonomie jedes Aktanten soziale Interaktion und Kommunikation überhaupt erst ermöglichen.«¹⁴ Hinsichtlich dieser Auffassungen kommen Nüse und seine Gruppe zu dem Ergebnis: »Konzepte wie ›Selbstorganisation‹ und ›Repräsentation‹ sind nicht inkompatibel«, ja, »man kann sogar die Auffassung vertreten, daß Selbstorganisationsmechanismen überhaupt erst die ausgeprägte Adaptationsfähigkeit des Gehirns bereitstellen, die dieses zur adäquaten Umwelterkenntnis braucht, und daß sie insofern *notwendige Bedingungen* für das Erstellen von Repräsentationen der Systemumgebung sind«. Es gibt daher keinen Grund, »dem Gehirn die Fähigkeit zur Umwelterkenntnis abzusprechen: Gerade weil die Gehirnprozesse erfahrungsabhängig adaptiert werden, werden sie der Wirklichkeit immer mehr angepaßt.«¹⁵ Bei Ausarbeitung eines

13 Maturana (1985), S. 48.

14 Schmidt (1992), S. 25.

15 Nüse (1995), S. 71.

»realistischen Konstruktivismus«, wie ihn Nüse vorschlägt, würde in Übereinstimmung mit anderen psychologischen Theorien »in einem ersten Zugriff der ›Intentionalismus‹ anzusetzen« sein, »der impliziert, daß Menschen (als handelnde Individuen oder als informationsverarbeitende Systeme) über (Welt-)Repräsentationen verfügen (z. B. subjektive Theorien, mentale Modelle oder eben auch retinotopische Abbildungen im Kortex); daß sie (mentale) Zustände oder Strukturen aufweisen, die »etwas über die Welt draußen aussagen.«¹⁶

Die Rhetorik setzt auf kommunikative Instruktions- und Interventionsmöglichkeiten, geht davon aus, dass kognitive Systeme lernen können. Dies hat mindestens zwei Voraussetzungen: die subjektiv erkennbare Existenz einer medialen Außenwelt und die Möglichkeit der Interaktion zwischen Systemen. Die konstruktivistische Mastertheorie Humberto R. Maturanas und Francisco J. Varelas enthält beide Voraussetzungen. Sie befasst sich mit Reizreaktion und Mediumeinfluss und ignoriert keineswegs die Tatsache, dass es mediale Interaktion zwischen menschlichen kognitiven Systemen gibt. Das Kernproblem ist dabei die Systemeigenschaft der Struktur determiniertheit. Durch die Struktur eines struktur determinierten Systems (wie es auch das menschliche Bewusstsein darstellt) ist »festgelegt, welche Mediumeinflüsse überhaupt auf dieses System (in einem bestimmten Zustand) einwirken können; andererseits ist damit auch angegeben, welche strukturellen Veränderungen (bzw. Zustandsänderungen) in einem System zu einem gegebenen Zeitpunkt herbeigeführt werden können.«¹⁷ Weil jedes System aufgrund seiner spezifischen Strukturen nur eine ganz bestimmte Klasse von Reaktionszuständen zulässt, ist es nach Ansicht mancher Konstruktivisten nicht

16 Ebd., S. 345 f.

17 Ebd., S. 48.

steuerbar. Eine Kaffeemaschine etwa kann durch keinerlei Reizstimulation dazu bewegt werden, Kartoffeln zu schälen. Wie verhält es sich aber bei dem differenziertesten, komplexesten und variabelsten aller Systeme, dem menschlichen Bewusstsein?

Bei allem Festhalten am Theorem der systemischen Autopoiesis leugnen selbst radikale Konstruktivisten nicht die Interaktionsfähigkeit von Systemen. Jedes autopoietische System operiert in seinem Interaktionsraum, und »in diesem Bereich treten Interaktionen physikalischer Art zwischen System und Medium, Interaktionen neurophysiologischer Art zwischen Komponenten des Nervensystems und solche Interaktionen auf, die das System als Beobachter seiner selbst als in Bezug auf seine Umwelt bzw. Umgebung (die es durch Selbst-Beschreibungen [...] aus seinem Empfindungsfeld ausdifferenziert) ausgeführte Interaktionen beschreibt.« (Gebhard Rusch)¹⁸ Die wechselseitige Beobachtung von Systemen aus der Beobachterposition macht Kommunikation möglich.¹⁹ Für Maturana nimmt das Nervensystem Information auf und erstellt daraus Repräsentationen, interne Abbilder seiner jeweiligen Umwelt. Ernst von Glaserfeld betont, dass sich auch das »Ich« selbst aus der Beobachtung heraus konstituiert, aus Selbstbeobachtung.²⁰ Wenn all das auch für das strukturähnliche menschliche Nachbarsystem gilt, ist eine Voraussetzung dafür geschaffen, dass sich die kognitiven Systeme auf der Metaebene des Beobachters kommunikativ treffen, Codes abgleichen und durch externe Symbolisierungsverfahren in Kontakt treten können. Es entstehen »konsensuelle Bereiche« zwischen Organismen. (Rusch)²¹ »Die fundamentale

18 Rusch (1987), S. 138.

19 Vgl. Krippendorff (1994), S. 110 ff.

20 Glaserfeld (1987), S. 168–175.

21 Rusch (1987), S. 140.

Selbstreferenzialität kognitiver Systeme besteht also keineswegs in einer mystischen ›Abgeschlossenheit‹ von der Umwelt, sondern darin, dass die Bedeutung aller kognitiven Akte für das Verhalten stets nur an anderen kognitiven Akten und ihren Bedeutungen evaluiert werden können.« (Gerhard Roth / Helmut Schwegler)²²

Das rhetorische Proprium der kommunikativen Einflussnahme kollidiert am stärksten mit der konstruktivistischen Unbeeinflussbarkeitsthese. In ihrer fundamentalen Kritik an der Radikalität bestimmter konstruktivistischer Positionen gehen Nüse und seine Mitarbeiter aus psychologischer Sicht auch der Frage nach, ob es, entgegen dem »Nicht-Steuerbarkeits«-Theorem bestimmter Konstruktivisten und trotz Strukturdeterminiertheit kognitiver Systeme, nicht doch »verschiedene Grade der Steuerbarkeit« gibt. Diese Frage ist rhetoriktheoretisch von größter Bedeutung. Medieneinflüsse können sich auf strukturelle Veränderungen beziehen, »die ausgehend von der vorliegenden Struktur in einem System möglich sind«, und auf Veränderungen, die die »vorliegende Systemstruktur« als solche betreffen. Bei genauer Prüfung der konstruktivistischen Positionen kommt Nüse schließlich zu dem Ergebnis, dass die Unbeeinflussbarkeit kognitiver Systeme als »eher rudimentär« einzustufen ist. Das Theorem laufe nur darauf hinaus, »daß man ein System nicht zu einem Verhalten ›zwingen‹ kann, das es nicht in seinem Repertoire hat. Sie besagt dagegen z. B. nicht, daß ein spezieller Reiz nicht eine ganz bestimmte Wirkung bei dem entsprechenden System hervorrufen (bzw. ›selektieren‹) kann.«²³ Auch die radikalen Konstruktivisten kommen letztlich nicht umhin, die Möglichkeit »festgelegter und vorhersagbarer Wirkung eines Medieneinflusses (wie z. B. einer Sprachäußerung)« zuzu-

22 Roth/Schwegler (1992), S. 115.

23 Nüse (1995), S. 51.

gestehen. »Mit der Annahme spezifischer Einwirkungsmöglichkeiten hätte man [dann aber] auf jeden Fall eine zentrale These des Radikalen Konstruktivismus aufgegeben.«²⁴

Vor dem Hintergrund der hier nur skizzierten Konstruktivismusdebatte bekommt die rhetorische Projektion ein besonderes Gewicht. Dabei handelt es sich um ein projektives Adressaten- und Instrumentariumskalkül. Was ist mit diesem umständlichen Begriff gemeint? Für den Orator sind kommunikative Mittel Instrumente, sie stellen sein Organon dar, mit dem er sehr bewusst umgehen muss. Der Orator kann sich mithilfe eigener projektiver Vernunft in sein Gegenüber hineinphantasieren, sich so auf die spezifische Struktur determiniertheit von Kommunikationspartnern einstellen und versuchsweise kalkulieren, welche Reaktion die von ihm eingesetzten Mittel der Beeinflussung beim Gegenüber selegieren könnten. Denn, so Maturana, »die Interaktionen eines Organismus mit dem Medium lösen die durch seine Struktur determinierten Strukturveränderungen lediglich aus.«²⁵ Wir können bei allen Akten der Kommunikation aufgrund des Komplementaritäts-Postulats auf relativ weitreichende Parallelität der Einrichtung menschlichen Denkens sowie der Erfahrungen und Konstruktionsweisen aller Beteiligten hoffen. Zum Beispiel können wir in aller Regel von der äquivalenten Auffassung logischer oder auf physikalische Verhältnisse bezogener mathematischer Sprachen beim Gegenüber ausgehen, und wir setzen normalerweise mit Immanuel Kant darauf, dass allen Menschen die apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit oder das gleiche apriorische Kategorienrepertoire eigen sind. Die evolutionäre Erkenntnistheorie spricht mit

24 Ebd., S. 166.

25 Riegas/Vetter (1990), S. 16.

Bezug darauf von evolutionär entwickelten gemeinsamen Kognitionsstrukturen.²⁶

Bei der Wirklichkeitskonstruktion geht das Komplementaritäts-Postulat davon aus, dass sich »die Konstruktionen des Selbst und des anderen (operational) komplementär zueinander verhalten. Abgesehen von solchen komplementären Rollen wie Eltern und Kinder, Käufer und Verkäufer, Arzt und Patient, Polizist und Krimineller, Entertainer und Publikum usw. – keines dieser Komplemente kann übrigens ohne sein Gegenstück in einer Wirklichkeitskonstruktion vorkommen – beherrscht Komplementarität auch den Diskurs« (Klaus Krippendorff).²⁷ Und beim Zeichenaustausch per Text präsupponieren wir, dass wechselseitige Abduktion möglich ist, d. h. dass jeder Kommunikationsteilnehmer durch bestimmte Rückschlussverfahren von den Zeichen auf handlungsrelevante Wirklichkeitsdimensionen schließen kann. »Wenn wir uns nun so sprechen hören, macht unser Sprechen erst einmal für uns selbst Sinn«, stellt der Konstruktivist Klaus Krippendorff fest, »weil wir es so konstruiert haben. Hören wir dagegen das Sprechen eines anderen, so sind wir grundsätzlich nicht in der Lage, den Sinn herauszufinden, den es für den Sprecher macht. Wir könnten aber versuchen, für uns daraus Sinn zu machen, indem wir so tun, als wären es unsere eigenen Worte oder als hörten wir uns selbst sprechen. Auch wenn wir uns darum bemühen, unsere Interaktion mit anderen zu erklären, so sind es immer nur wir selbst, die den anderen als jemanden sehen, der auf das, was wir gesagt haben, reagiert, oder uns als diejenigen sehen, die auf das, was andere gesagt haben, reagieren. [...] Daraus folgt, daß auch die Kommunikationen, an denen wir uns bewußt beteiligen, die wir mit unseren eigenen Augen sehen, unsere eigenen Konstruktionen

26 Vollmer (1983); Riedl (1985).

27 Krippendorff (1994), S. 107.

sind und nicht ohne unsere aktive Teilnahme an diesem Prozeß existieren können. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der von uns konstruierten oder erfundenen Wirklichkeiten, können nicht ohne unsere Körper stattfinden, sind subjekt-abhängig (was nicht mit subjektiv zu verwechseln ist) und verlangen von uns, eine Position innerhalb unserer eigenen Konstruktionen einzunehmen.«²⁸

Der Orator muss als Kommunikator wissen, dass er seine Botschaft nicht einfach auf einen Rezipienten nach dem Muster elektronischer Datentransfers übertragen kann. Der menschliche Rezipient, verstanden als autopoietisches kognitives System, reagiert – wie gesagt – auf jedes mediale Ereignis selbstbezüglich und generiert Bedeutung aufgrund seiner je individuellen Voraussetzungen und Fähigkeiten selbst. Für den Orator kommt alles darauf an, mit seinen kommunikativen Instrumenten das Interaktions- und Reaktionsrepertoire seines Rezipienten abzurufen. Die operative Chance des Orators beruht nämlich darauf, dass im Bereich symbolischer Kommunikation doch gemeinsame Bedeutungszuschreibungen, gemeinsame Codes existieren. Sie entstehen aus einem Lernprozess »der wechselseitigen Verhaltensadjustierung, des gegenseitigen *tuning*«, das »unter günstigen Voraussetzungen in immer bessere Verhaltensabstimmungen und -koordinationen mündet«. Kommunikationsmittel sind demnach »kommunikativ funktionabel erst dank eines Konventionalisierungsprozesses, in dem die beteiligten Individuen bestimmte kommunikative Funktionen (Orientierungen) für bestimmte Lautäußerungen, Gestik, Mimik oder Inskriptionen in ihrem je subjektiven Handeln (als Erwartungen spezifischer Effekte) wechselseitig sozial stabilisieren. Indem jeder Kommunikationspartner Kommunikationsmittel auf der Basis stabiler subjektiver Erfah-

rungen mit ihrem Gebrauch verwendet, können sie überhaupt zu Zeichen oder Signalen werden, denen Bedeutung im Sinne von Orientierungswerten zukommt.« (Gebhard Rusch)²⁹

Wie jeder Kommunikator bringt der Orator seine kognitiven Konstruktionen nach außen, indem er sie semiotisch kodiert und medialisiert, um sie im Bewusstsein seiner Kommunikationspartner zu verankern. Dieser Vorgang ist in allen seinen Phasen problematisch, weil sich aus Sicht des Orators auf mindestens fünf verschiedenen Ebenen kommunikativer Widerstand einstellt, der letztlich nur annähernde Kommunikationserfolge zulässt: 1. auf der kognitiven Ebene, womit das menschliche Denken und Fühlen insgesamt gemeint ist, 2. auf der Ebene der Sprache, 3. auf Textebene, 4. auf Medienebene und 5. auf situativer Ebene. Die rhetorische Projektion muss sich mit diesen Widerstandsfaktoren auseinandersetzen. »Üblicherweise wird formuliert«, heißt es bei Niklas Luhmann, »die Kommunikation setze solche Beschränkungen voraus; sie setze z. B. eine Sprache voraus und Normen, die das Annehmen bzw. Ablehnen von Mitteilungen regulieren. Auch das ist richtig. Aber im Hinblick auf unsere These der Selbstreferenz muß man mitberücksichtigen, daß diese Beschränkungen ihrerseits nur im Wege der Kommunikation aufgebaut werden, so daß es genau genommen heißen muß: Kommunikation ermöglicht durch Sich-Beschränken sich selbst.«³⁰

Zum *kognitiven Widerstand* ist im Zusammenhang mit der Diskussion des Radikalen Konstruktivismus schon das Wesentliche gesagt worden. Siegfried J. Schmidt hat dessen Position zur Oratorfrage so formuliert: »Ich als Sprecher kann also durch den auf Übereinstimmung und Norm be-

²⁹ Rusch (1998), S. 274.

³⁰ Luhmann (1988), S. 66, Anm. 77.

ruhenden Gebrauch von Kommunikationsmitteln andere dazu veranlassen, in ihren kognitiven Bereichen Prozesse in Gang zu setzen. Welche Prozesse das sind und welche Resultate und Konsequenzen sie haben, das bleibt allein den anderen überlassen.«³¹ Rhetoriktheoretisch wird man diese Aussage dahingehend ergänzen, dass der Orator aufgrund des Komplementaritäts-Postulats planvoll agieren kann. Er kann ein projektives Adressatenkalkül mit dem Instrumentariumskalkül abstimmen, weil sich doch Möglichkeiten der Reizreaktion und des Lernmechanismus ausnutzen lassen, die jedes kognitive System besitzt. Kognitiver Widerstand besteht unter Umständen aber auch bereits oratorseitig, d. h. bisweilen kann der Orator nicht jedes angedachte Problem oder intendierte Vorhaben – was die sachlichen Belange angeht – selbst kognitiv geglückt zu Ende denken.

Der *Sprachwiderstand* ergibt sich aus den konventionalisierten Regeln und allen weiteren Determinanten, denen jede Art Sprachsystem, sei es verbal oder nonverbal, (als *Langue* im Sinne de Saussures) unterliegt. Einerseits kann jeder Mensch die Welt in wesentlichen Aspekten nur durch Sprache sehen, er ist in seinem Denken völlig auf sie angewiesen.³² Andererseits ist die konkrete Muttersprache, wie jede andere Sprache, für jeden Menschen im Ursprung etwas Fremdes. Für Theoretiker wie Charles Sanders Peirce oder Jacques Lacan ist alles Kognitive immer in Zeichen gefasst, und kognitive Prozesse sind ein Ringen des Menschen mit kulturell-kommunikativen Symbol- oder Zeichensystemen. Ja, das Subjekt konstituiert sich erst in der Auseinandersetzung mit dem Zeichen. »Auch das Subjekt«, sagt Lacan, »das als ein Sklave der Sprache erscheinen kann, ist mehr noch einem Sprechen hörig in der universalen Bewegung, in der sein Platz niedergeschrieben ist bereits bei

31 Schmidt (1990b), S. 69.

32 Davidson (1997).

seiner Geburt – und sei es bloß in der Form des Eigennamens.«³³

Kein Sprecher kann frei über eine Sprache verfügen. Schon der Gebrauch des ersten Wortes einer nicht von mir selbst erfundenen Sprache macht mich vom übergeordneten System der Langue abhängig, schränkt meinen Spielraum ein. »*Spricht die Seele*«, heißt es bei Schiller, »so spricht, ach, schon die *Seele* nicht mehr«. Kenneth Burke warnt daher vor dem Irrglauben, wir könnten souverän mit der Sprache umgehen: »Do we simply use words, or do they not use us?«³⁴ Wir finden die Sprachen vor und müssen ihre gewachsenen Bedingungen, d. h. ihre Grammatik einschließlich Semantik, zunächst akzeptieren. Das setzt jedem individualisierten Ausdruckswillen gewisse Grenzen. Jeder Sprecher des Deutschen etwa muss in Kauf nehmen, dass auch dieser Kode unlösbar mit seiner Gebrauchsgeschichte (unter anderem im Nationalsozialismus) verbunden ist. Hinzu kommt, dass immer eine linguistische Unschärferelation bleibt, d. h. dass kein Sprecher einer Sprache diese Sprache in völliger Übereinstimmung mit den anderen Sprechern dieser Sprache beherrscht, versteht und gebraucht. Rhetorisch bin ich gezwungen, meine Version von Sprache mit der Sprache der anderen zu vermitteln.

Auch der *textuelle Widerstand* ist unvermeidlich. Der Orator muss sich auf dieser Ebene mit der Tatsache auseinandersetzen, dass auch der Selbstbezüglickeits- und Selbstorganisationsdruck von Textualität die konstruktive Umsetzung seines oratorischen Telos in Zeichenstrukturen immer wieder dekonstruiert. Die Eigengesetzlichkeiten jeder benutzten Sprache, jeder an Gattungsmodelle gekoppelten Textkonstruktion und aller wirkungsermöglichenden literalen Kodes stellen für ihn eine Schwierigkeit dar. Die lin-

33 Lacan (1975), S. 19 f.

34 Burke (1966a), S. 6.

guistische Unschärferelation wird auf Textebene zu einer spezifisch textuellen. Sie macht die Rezipientenreaktion auf alle Versuche der Ausschaltung von Mehrdeutigkeiten mittels textueller Über- oder Unterdetermination unberechenbar. Kenneth Burke weist darauf hin, dass einem Autor selbst bei größter Überdeterminationsbemühung das komplizierte Netzwerk des Texts irgendwann entgleitet und er »unmöglich sich aller gegenseitigen Abhängigkeiten in diesen Gleichungen bewußt sein« kann.³⁵

Der Text stellt sich in Hinblick auf das vorgegebene Sprachsystem und in Hinblick auf die Widerstandsfrage als janusköpfig dar. Das Widerstandsproblem verschärft sich im Text einerseits, weil sich die auktorialen Bewusstseinskonstruktionen immer nur annäherungsweise in Texte bringen lassen, die mit dem üblichen textuellen Sprachverwendungswissen harmonisierbar sind. Wir sind in diesem Zusammenhang auch an Heinrich von Kleists kluge Köpfe aus seiner *Allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden* erinnert, die sich im Gespräch meistens zurückhalten, doch bisweilen »mit einer zuckenden Bewegung auf-flammen, die Sprache an sich reißen« und dann doch nur »etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen haben, durch ein verlegenes Gebärdenspiel anzudeuten, daß sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Leute etwas recht Treffendes, und sehr deutlich, gedacht haben. Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig, wie zum Hervorbringen, erforderlich war, wieder nieder.«³⁶

35 Burke (1966b), S. 25.

36 Kleist (1978), S. 457.

Andererseits ist der Text, besonders für einen Dichter, trotz allem das auktoriale Reich der Freiheit, in dem sich die Systemzwänge der Sprache bändigen oder gar ausmanövrieren lassen und wo mittels Über- oder Unterdetermination auf bestimmten Textebenen ganz eigene Bedeutungskonstruktionen eingerichtet werden können. Für einen auf strategische Kommunikation eingestellten Orator ist es das Exerzierfeld kalkulierter Rezipientensteuerung. Beide erwarten, dass sich die rezipierenden kognitiven Systeme auf das Textangebot einlassen. Bei jedem Text aber wird mein erlerntes paradigmatisches Sprachwissen mit jedem neu gebildeten Satz unsicher, insbesondere im figurativen Sprachspiel aufgehoben, verändert, erweitert. Für mich als Rezipienten bringt jeder neue Text also eine neue Verstehensherausforderung mit sich. Weder Dichter noch Orator können sicher sein, dass ihr Adressatenkalkül gelingt. Was »kognitive Systeme im Verlauf selbstorganisierender kognitiver Operationen mit Texten ›machen‹«, so Siegfried J. Schmidt, »ist für einen Beobachter [d. h. auch für den Orator als Autor] nur insofern approximativ voraussagbar, als er sich auf kollektives Sprachverwendungswissen als Norm bezieht und beim Beobachteten Normalität unterstellt.«³⁷

In Hinblick auf den *medialen Widerstand* ist unter dem Begriff »Medium« etwas Spezielleres zu verstehen als in der Theorie des Radikalen Konstruktivismus. Die Kategorie *Medium* ist rhetoriktheoretisch deutlich von der Textkategorie zu unterscheiden: Medien (Körper, Schriftträger, Bildträger usw.) sind sozial-distributive Tragflächen von verbalen oder nonverbalen Texten. Für den Orator werden auch Medien zu kalkuliert eingesetzten kommunikativen Instrumenten. Widerstand entsteht, wenn das optimale Medium nicht vorhanden ist oder wenn Medium oder Medien-

37 Schmidt (1994a), S. 138.

systeme dem Orator ihr Gesetz aufzwingen. Alle medialen Instrumente funktionieren nämlich gleichfalls – darin liegt das Problem für den Orator – nach materiell und systemisch bedingten strukturellen Eigengesetzlichkeiten, nach Regeln der Selbstorganisation und auf der Grundlage von Selbstbezüglichkeit und Eigendynamik. Der Orator muss also bei dem Umgang mit ihnen immer von einem Entfremdungsfaktor ausgehen, der Widerstand erzeugt.

Bleibt schließlich noch der *situative Widerstand*. Darunter sind alle sonstigen, die strategische Kommunikation restringierenden Rahmenbedingungen zu verstehen. Sie beziehen sich auf Setting-Elemente wie etwa kommunikative Asymmetriebedingungen, die Gunst oder Ungunst von Personenkonstellationen (z. B. feindliches Publikum oder Orator Konkurrenz), die Gelegenheiten zum oratorischen Handeln (z. B. freier oder reglementierter Zugang zur Oratorrolle) und das soziale Umfeld, auch unter örtlichem, räumlichem und zeitlichem Aspekt. Jeder Bestandteil des kommunikativen Settings kann zu einem Widerstandsfaktor werden.

Fundamentalrhetorik

Eine Theorie des Miteinanderredens
ist als solche noch keine Rhetoriktheorie.

Die Fundamentalrhetorik untersucht, was das Rhetorische ist, womit man es bei der Rhetorik überhaupt zu tun hat, was als der rhetorische Fall zu betrachten ist, wann er eintritt und wie er sich als »allgemeine Struktur« der »Lebenswelt« zeigt, genauer: der Kommunikationsseite dieser Lebenswelt, die wir gemäß einer Formulierung Husserls »in ihrer Allgemeinheit beachten und mit entsprechender Vorsicht ein für allemal und für jedermann gleich zugänglich feststellen« können.¹ Der Orator tritt in dieser Welt als rhetorisch Handelnder in Erscheinung.

Das hier entwickelte Konzept einer Fundamentalrhetorik bezieht sich nicht auf ontologische oder universalanthropologische Bestimmungen des Menschen als kommunikatives Wesen, sondern auf eine ganz bestimmte Rolle und die damit verbundene kommunikative Struktur. Es folgt auch nicht generalisierenden Auffassungen, die vor allem in der angelsächsischen Literatur verbreitet sind und sich in Definitionen der folgenden Art niederschlagen: »rhetoric is *all* of language, in its realization as discourse«.² Die Fundamentalrhetorik fiele mit der allgemeinen sozial-kommunikativen Kompetenz des Menschen zusammen, wenn sie im Sinne Peter L. Oesterreichs die »*natürliche Grundbedingung* des Menschen als ein öffentlich redenkönnendes *In-der-Welt-sein*« wäre und die »Kunstrhetorik« demgegen-

1 Husserl (1962), § 36, S. 142.

2 Valesio (1980), S. 7.

über nurmehr den »Versuch« ihrer »reflexiv-technischen Aneignung« darstellte.³ Um dem Begriff der Fundamentalrhetorik als Teil einer speziellen Kommunikationstheorie noch Trennschärfe zu belassen und ihn nicht dem oben bereits angesprochenen allgemeinkommunikativen Missverständnis auszusetzen, darf er nicht schon jeden Gebrauch der Sprache schlechthin meinen und auch nicht aus dem Gegensatz zur »Kunstrhetorik« heraus definiert werden. Die Fundamentalrhetorik in unserem Sinn arbeitet nicht etwa die Merkmale der Kommunikativität des Menschen als solche heraus, sondern lediglich die Spezifik des rhetorischen Kommunikationsereignisses oder -prozesses.

Die Rhetoriktheorie muss darum auch einige der im 20. Jahrhundert von Philosophen entwickelten unscharfen Rhetorikvorstellungen reformulieren bzw. korrigieren, teilweise sogar revidieren. Voran steht Martin Heidegger, auf dessen Hauptwerk *Sein und Zeit* sich unter anderem auch Peter L. Oesterreich mit seinem Entwurf einer Fundamentalrhetorik bezieht. Für Heidegger sind die heute theoretisch diskret zu behandelnden Bereiche des Allgemeinkommunikativen, Linguistischen, Textlichen und Rhetorischen undifferenziert eng verwoben, von ihrer Anbindung an die Ontologie ganz zu schweigen. Wenn es aber darum geht, die spezifisch rhetorische Schicht der kommunikativen Welt freizulegen, müssen bestimmte Differenzierungen vorgenommen werden. Eine Auseinandersetzung mit Bemerkungen Heideggers zum Rhetorikkomplex, zur Funktion der Rhetoriktheorie, zur »Sprache«, zur »Rede« und zu den rhetorischen Instanzen, erweist sich dabei als höchst produktiv. Auch wenn Heidegger ausdrücklich betont, dass ihn die aristotelische *Rhetorik* nicht in »der traditionellen Orientierung des Begriffs der Rhetorik an so etwas wie ei-

3 Oesterreich (1990), S. 22.

nem ›Lehrfach« interessiert⁴, lohnt eine Untersuchung seiner besonderen, bei der Aristoteles-Lektüre entstandenen Rhetorikvorstellungen.

Heidegger liest die aristotelische *Rhetorik* philosophisch.⁵ Die Berechtigung solcher Art Lektüre ist in Hinblick auf dieses Werk inzwischen umstritten.⁶ Für ihn jedoch ist die ›Rhetorik‹ die »erste systematische Hermeneutik der Alltäglichkeit des Miteinanderseins«. ⁷ Diese Aussage macht deutlich, dass Heideggers Erkenntnisinteresse auf das »existenziale Fundament« des Menschen gerichtet ist und er es wesentlich in den kommunikativen Grundfähigkeiten Hören, Reden und Schweigen erkennt sowie in ihren praktischen Korrelaten Auslegen, Verstehen, Mitteilen usw. Seine Aristoteles-Lektüre geht also in eine andere Richtung als die des Rhetorikers, denn er will keine Rhetorik schreiben, sondern aus der Beschäftigung mit Aristoteles existenzialphilosophische Grundeinsichten gewinnen. Für ihn steht fest: Die aristotelische »Rhetorik ist nichts anderes als die Auslegung des konkreten Daseins, die Hermeneutik des Daseins selbst. Das ist der von Arist. beabsichtigte Sinn der Rhetorik. Das Sprechen in der Weise des Sprechens-in-der-Rede, Volksversammlung, vor Gericht, bei feierlichen Gelegenheiten; diese Möglichkeiten des Sprechens sind [nur] bestimmte exponierte Fälle des gewöhnlichen Sprechens. Bei der Interpretation der Rhetorik wird man das Augenmerk zu richten haben darauf, wie darin schon Grundmöglichkeiten des Sprechens des Daseins expliziert werden«. ⁸

Die Rhetorik, die er in *Sein und Zeit* begrifflich nur knapp streift, interessiert ihn also nicht als solche, sondern

4 Heidegger (1979), S. 138.

5 Einführung in die aristotelische *Rhetorik* bei Knappe (2000a), Kap. 1.

6 Rapp (1999).

7 Heidegger (1979), S. 138.

8 Heidegger (1924), S. 42.

nur, sofern sie die Sprache als Ausdruck des Daseins und die Kommunikation als Miteinander der Menschen thematisiert. Bei seiner Beschäftigung mit der Rhetorik ist alles lo-
gozentrisch gedacht; das rhetorische Erstprinzip der Körperpräsenz des Orators spielt keine Rolle. »Das Dasein hat Sprache« und »der Mensch zeigt sich als Seiendes, das redet«. Nicht dass er Stimme hat, ist wichtig, sondern »daß dieses Seiende ist in der Weise des Entdeckens der Welt und des Daseins selbst. Die Griechen haben kein Wort für Sprache, sie verstanden dieses Phänomen ›zunächst‹ als Rede [lógos].«⁹ Menschliche »Sprache« ist als Erkenntnismedium thematisiert, und darauf bezieht sich auch die in diesem Zusammenhang von den Griechen genommene Definition des Menschen als Lebewesen mit Rede (*zōon lōgon échon*). »Die Rede ist existenzial Sprache«, weil sie die »Erschlossenheit« des Seienden durch den Menschen »bedeutungsmäßig artikuliert«. Heidegger redet so über weite Strecken von der welterschließenden Funktion der Sprache in Form von Rede. Rhetorik ist in theoretischer Hinsicht nicht einfach Sprache als linguistische Tatsache, auch keine Sprachimplikatur; bei Heidegger ist Sprache letztlich nur die »Hinausgesprochenheit der Rede«; Rhetorik ist demgegenüber eine besondere Kommunikationsweise, und die Sprache steht bei ihr in einem ganz bestimmten Gebrauchszusammenhang. Sie darf auch nicht ohne weiteres mit jener Leistung der Rede verwechselt werden, die für Heidegger im Konstituieren von Bedeutung schlechthin liegt. Danach spricht sich in der Rede »die befindliche Verständlichkeit des In-der-Welt-seins« aus. »Das Bedeutungsganze der Verständlichkeit *kommt zu Wort*. Den Bedeutungen wachsen Worte zu.« Und: »Reden ist das ›bedeutende‹ Gliedern der Verständlichkeit des In-der-Welt-seins, dem das Mitsein zu-

9 Heidegger (1979), S. 165.

gehört, und das sich je in einer bestimmten Weise des besorgenden Miteinanderseins hält.«¹⁰ Fundamentalrhetorisch wäre hier zu ergänzen, dass dies »Reden« auch außerrhetorisch erfolgen kann. Rhetorisch wird es nur dann relevant, wenn ein Persuasionsakt vorliegt.

In *Sein und Zeit* kann Heidegger bezüglich der rhetorischen Instanz und bezüglich des rhetorischen Propriums undeutlich bleiben. Wenn wir der Nachschrift seiner Aristoteles-Vorlesung aus dem Jahr 1924 vertrauen dürfen, ist es zu diesem Zeitpunkt anders. Zunächst definiert er den Menschen noch ganz allgemein, wie oben, als sprachlich kommunizierendes, sprachlich welterschließendes und sprachlich zum Miteinander findendes Wesen: In »ihrer natürlichen Selbstausslegung des Daseins« bestimmten die Griechen »den Menschen als *zōon lōgon échon*. Wir haben keine dementsprechende Definition. Eine ungefähr entsprechende wäre höchstens: der Mensch ist ein Lebendes, das Zeitung liest. Das klingt Ihnen zunächst merkwürdig, ist aber das, was der griechischen Definition entspricht. Wenn die Griechen sagen, der Mensch ist ein Lebendes, das spricht, so meinen sie das nicht im physiologischen Sinne, dass er bestimmte Laute von sich gibt, sondern der Mensch ist ein Lebendes, das im Gespräch und in der Rede sein eigentliches Dasein hat. Die Griechen existierten in der Rede.«¹¹ Wir können in dieser Feststellung eine Vorstufe der oben aus *Sein und Zeit* zitierten Definition des Menschen sehen. Heidegger betont die sprachliche »Veräusserlichung des griech. Daseins«, das sich, noch nicht seiner selbst bewusst geworden, in »Gespräch und Gerede« erging, um die Etablierung der neuen Wissenschaft durch Platon und Aristoteles deutlich zu kontrastieren. Wenn man sich beider außerordentliche »Anstrengung« klar-

10 Ebd., S. 161 f.

11 Heidegger (1924), S. 41.

made, komme man zu einem neuen historischen Verständnis der Schwesterdisziplinen Logik und Rhetorik. »Sie machten Ernst mit den Möglichkeiten des Sprechens. – Das ist der Ursprung der Logik, der Lehre vom *lógos*. Die jetzige Interpretation ist ungeeignet, ein Verständnis der Logik zu gewinnen, ebenso ist die Betrachtungsart der Rhetorik ein Hindernis für die Betrachtung der arist. Logik. In der Berliner Akademieausgabe ist die Rhetorik ans Ende gestellt, man wusste nicht, wohin man mit ihr sollte: es ist ein Beweis von Hilflosigkeit. Die Tradition hat längst das Verständnis für die Rhetorik verloren, sofern die Rhetorik einfach eine Schuldisziplin wurde, schon im Hellenismus und Frühmittelalter.« Ihr antiker Stellenwert wird nur begriffen, wenn man sich klar macht, »dass sie nichts anderes ist als die Disziplin, in der die Selbstaussage des Daseins ausdrücklich vollzogen ist«. Dies interessiert Heidegger im Zusammenhang mit der Frage, worin »der *horismós*, das theoretische Sprechen mit den Sachen selbst seinen Boden hat«. ¹²

Anders als bei Heidegger wird die Rhetorik in der Rhetoriktheorie nicht als Kollektivereignis gesehen, sondern als eine Sache des Orators. Das Kollektivereignis, in das Rhetorik eingebettet ist, hat für den Orator den Rang einer Modalität. Diese strenge Perspektive nimmt Heidegger nicht ein, im Gegenteil. Wenn man, wie er, Rhetorikpraxis als Kollektivereignis betrachtet, dann wird sie zu einem Thema der Philosophie oder der allgemeinen Kommunikationstheorie. Eine Fundamental-»Rhetorik« ist demgegenüber *sub specie oratoris* zu formulieren, hat also nur herauszuarbeiten, was einen Menschen im Orator-Status betrifft. Heidegger setzt sich mit der aristotelischen *Rhetorik* auseinander, weil er etwas über das menschliche Miteinander erfahren will. »Grundbestimmung des Seins des Menschen

12 Ebd., S. 41 f.

ist das Miteinandersein, getragen durch den *lógos* [die Rede].« Und »das Miteinandersein ist bestimmt durch das Miteinanderreden«. ¹³ Daher sucht Heidegger bei seiner Deutung immer wieder das Oratorische und mit ihm das Agonale aus dem Vordergrund zu nehmen. Das zeigt sich in den folgenden Definitionen: »Rhetorik ist *dýnamis* [Kraft, Fähigkeit], sofern sie eine Möglichkeit darstellt, eine Möglichkeit in bestimmten Weisen zu sprechen. Die Rhetorik hat als solche nicht die Aufgabe des *peísai* [überzeugen]. Sie hat nicht eine bestimmte Ueberzeugung über eine Sache auszubilden, bei den anderen ins Werk zu setzen, sondern sie stellt nur eine Möglichkeit des Redens dar für den Sprechenden, sofern er entschlossen ist zu sprechen«. Aus der Feststellung des Aristoteles, die Rhetoriktheorie vermittele in erster Linie, jeweils »zu sehen, was für eine Sache, die Thema der Rede ist, spricht«, leitet Heidegger dann die Orator-Definition ab: »Der *rhétor* ist ein *dynámenos* [Befähigter], und zwar *dynámenos theōreîn* [Befähigter zu erwägen], und nicht *peísai* [zu überzeugen], zu sehen *perì hékaston tò pithanón* [bei allem das Glaubenerweckende]«. Die aristotelische Rhetorik sei in Hinblick auf die Fähigkeit zu überzeugen »viel vorsichtiger« als die der Sophisten, denn sie bilde nur »eine Möglichkeit« aus für den, der einen anderen überzeugen wolle. Während zum Sinn der *sophistiké* gehöre, »andere unbedingt zu überzeugen«. ¹⁴

Im Verlauf der Aristoteles-Vorlesung bemerkt man aber, wie die *Rhetorik*-Lektüre Heidegger immer wieder zur rhetorischen Perspektive im eigentlichen Sinn führt und zu diesbezüglich schärfer konturierter Formulierung. Wie gesagt, Heidegger will die aristotelische *Rhetorik* philosophisch »als konkreten Leitfaden für die Aufdeckung des Grundphänomens der Entdecktheit des Daseins selbst als

13 Ebd., S. 47 f.

14 Ebd., S. 44.

Sein-in-einer-Welt« nehmen, »sofern sie nichts anderes ist als die Auslegung des Daseins hinsichtlich der Grundmöglichkeit des Miteinander-sprechens«. ¹⁵ Doch er schwankt in der Betrachtungsweise. Einerseits ist für ihn durchaus klar, dass es die Rhetorik mit gerichtetem Reden zu tun hat, mit dem »Für-etwas-Sprechen« eines Menschen, was wir dann das verbale Handeln eines Orators nennen. Andererseits entspricht es dem existenzialphilosophischen Blickwinkel des »Miteinanderseins« (der dem einer allgemeinen Kommunikationstheorie entspricht), dass er die drei Basiskomponenten des den meisten Kommunikationstheorien implizit zugrunde liegenden Kommunikationsmodells (Sender, Empfänger, Kanal) gleichberechtigt behandelt: 1. »Haltung des Sprechenden«, d. h. »wie sich der Sprechende gibt und hält in seiner Rede« (Sprecher-*ēthos*); 2. das »in-eine-Befindlichkeit-bringen« des Hörers; 3. das Sprechen selbst, denn »dadurch wie gesprochen wird, wird über die Sache selbst Auskunft gegeben«. ¹⁶ Unbestreitbar sind bei menschlicher Kommunikation immer alle drei Komponenten im interaktiven Spiel. Doch es bleibt dabei, dass die Rhetoriktheorie das kommunikative Setting senderzentriert verhandelt.

Eine gewisse Annäherung an Rhetorisches in unserem Verständnis ergibt sich, wenn Heidegger auf die (heute so genannten) Sprechakte und damit annäherungsweise auf das sprachliche Handeln im rhetorisch-lenkenden Sinn eingeht: Reden ist die bestimmte Weise »des besorgenden Miteinanderseins« der Menschen. »Dieses ist redend als zu- und ab-sagen, auffordern, warnen, als Aussprache, Rücksprache, Fürsprache, ferner als ›Aussagen machen‹ und als reden in der Weise des ›Redenhaltens‹.« Immer gibt es etwas, »worüber« man redet. Aber das »Worüber« muss nicht notwen-

15 Ebd., S. 54.

16 Ebd., S. 46.

dig konstativ sein, muss »nicht den Charakter des Themas einer bestimmenden Aussage« haben. Es geht oft nur um die »Artikulation des verstehenden Miteinanderseins.«¹⁷

Auch wenn Heideggers Interesse weit über das Proprium der Rhetorik hinausgeht, zwingt ihn Aristoteles doch immer wieder, zur rhetorischen Zentralperspektive zurückzukehren, zum dezisiven und direktiven, also vorentscheidenden und lenkenden Orator. Das wird ganz deutlich bei seiner Erörterung der *dóxa*, einer Kategorie, die auch noch in der modernen Topiktheorie, etwa bei Lothar Bornscheuer, von Bedeutung ist. *Dóxa* ist bei Heidegger als vorgefundene Meinung der thematische Ausgangspunkt für den rhetorisch herbeigeführten Konsens in einer strittigen Frage. »Das worüber die Ansicht herrscht ist ein solches, das noch über sich reden lässt. Die Möglichkeit des Miteinanderverhandelns liegt in der *dóxa* beschlossen.«¹⁸ Von dieser Kollektivperspektive schwenkt Heidegger unmerklich immer stärker zum Sprecher-Ich und damit zur Oratorperspektive: Über das »Seiende gilt es, bestimmte Ansichten vorzutragen, bei den anderen auszubilden, das Dasein in die *dóxa* zu bringen, ein *éndoaxon* [eine Meinung] über die Welt beizubringen«. *Dóxa* übersetzt Heidegger unter Betonung der Ich- bzw. Oratorperspektive als »Ansicht haben über etwas, ich bin darüber der Ansicht, – ich bin dafür, dass ... Dies Grundphaenomen *dóxa* hat Aristoteles oft behandelt und in vielfacher Weise.«¹⁹ »Zur Bestimmung der *dóxa* gehört notwendig derjenige, der die *dóxa* hat. Bei einer *epistémē* [wissenschaftlichen Erkenntnis] ist es gleichgültig, wer sie hat; bei einem gültigen Satz ist es gleichgültig, wer ich bin, er trägt nichts bei zur Aufhellung, zum Wahrsein des Gewussten. Dagegen ist der die Ansicht Habende als solcher mit

17 Heidegger (1979), S. 161 f.

18 Heidegger (1924), S. 60.

19 Ebd., S. 54.

entscheidend für die *dóxa*. Es fällt ins Gewicht, wer sie hat. Die Sache an sich selbst kann nicht rein für sich selbst sprechen, sie ist verdeckt, ich habe eine Ansicht von ihr. [...] Es liegt in dieser Struktur der *dóxa* die Möglichkeit, dass sie zu einer eigentümlichen Herrschaft und Hartnäckigkeit kommen kann. Man spricht eine Meinung den Anderen nach. Im Nachsprechen kommt es nicht darauf an, zu untersuchen, was der Betreffende sagt, entscheidend ist nicht das Gesagte, sondern: weil Der und Der das sagt.«²⁰

Die *dóxa* ist eng verbunden mit dem oratorischen *Impepus*, der *prohaíresis*, d. h. dem entschiedenen Entschlossensein des Orators als »Ich«. »Das wird klar, wenn wir *dóxa* richtig übersetzen: ich bin dafür, dass die Sache sich so und so verhält. Dafür-sein kann aber auch heißen: ich bin dafür, dass eine Sache so und so gemacht wird. Aber ich bin dazu entschlossen, dass eine Sache so und so gemacht wird, ist *prohaíresis*. [...] Die *prohaíresis* geht auf das *praktón*, was für ein Besorgen im Augenblick entscheidend ist, was dafür in Frage kommt. Das ist es, was der Entschluss zusammengreift. Zur *prohaíresis* gehört die Orientierung über den ganzen Augenblick [...]. Die *prohaíresis* ist immer auf Mögliches aus, das wir jetzt im Augenblick in Angriff nehmen, durchführen können. [...] Die *prohaíresis* führt auf das *éschaton*, auf den Punkt, wo ich zugreife, wo ich eigentlich mit der Handlung einsetze.«²¹ Unbestreitbar tritt hier der Orator als entscheidender Agent in den Vordergrund. Und unvermeidlich drängt sich schließlich ein für jede Rhetoriktheorie entscheidender Schlüsselsatz auf: »der Rhetor ist derjenige, der die eigentliche Macht über das Dasein hat, *rhēthoriké peithūs dēmiürgós*, das Redenkönnen ist diejenige Möglichkeit, in der ich über die Ueberzeugung der Menschen, wie sie miteinander sind, die ei-

20 Ebd., S. 58.

21 Ebd., S. 55 f.

gentliche Herrschaft habe.«²² Entsprechendes Gewicht erhält das Sprecher-Verhalten (*ēthos*). »Das *ēthos* ist nichts anderes als die Art und Weise, in der sich offenbart, was der Redende will, das Wollen im Sinne der *prohaïresis* zu etwas. So bestimmt Aristot. auch die Rolle des *ēthos* in der Poetik: das *ēthos* macht offenbar das jeweilige Entschlossensein des Sprechenden.«²³

Die moderne, psychologisch-experimentell arbeitende Persuasionsforschung, die immer wieder auch von aristotelischen Theoremen ausgeht,²⁴ hat dies nachdrücklich bestätigt. Hovland/Janis/Kelly stellten 1953 fest, dass die Glaubwürdigkeitskomponente beim Oratorethos den Rezipienten nachdrücklich beeinflusst.²⁵ Sie kann in primären Kommunikationssituationen aufgebaut werden, wie neuere Untersuchungen zur *jury method* zeigen. Man ging dabei experimentell der Frage nach, worin bei der Meinungsbildung im Gespräch die Persuasionsdeterminante besteht, wodurch sich Überzeuger (*persuader*) und Überzeugter (*persuadee*) unterscheiden. Das Ergebnis besteht darin, dass die Überzeugungsmechanismen im Gespräch primär nichts mit Intelligenz, Haltung zum Thema oder bekundeter Kompetenz zu tun haben, sondern mit der Fähigkeit, die eigene Überzeugung und sein Selbstvertrauen (*confidence*) sprachlich oder nonverbal auszudrücken: »Simply put, persuaders tended to use words expressing confidence, while persuadees used words expressing doubt.«²⁶ Nach landläufiger Meinung überzeugen Überzeuger durch die besseren Argumente, was bedeuten würde, dass sie das ihnen entgegengebrachte Vertrauen erst nach und nach durch ihre Ar-

22 Ebd., S. 41.

23 Ebd., S. 66.

24 Vgl. Maccoby (1968).

25 Vgl. Hovland/Janis/Kelley (1953), S. 31.

26 London/Meldman/Lanckton (1970), S. 173.

gumentationsfähigkeit aufbauen. Tatsächlich zeigt das Experiment jedoch, dass der Faktor Vertrauen im Verlauf der Diskussion nicht zunimmt, sondern gegen Ende unbedeutend wird. Der Faktor *confidence* bestimmt also gleich zu Beginn den Persuasionserfolg und ist unabhängig von Einschätzungen der Argumente. Eine Kontrollstudie zu den genannten Experimenten, die sich auf monologische Redesituationen konzentriert, bestätigt, dass der über verbale und nonverbale Kanäle erzeugte Vertrauensindex eines Orators entscheidend für den persuasiven Erfolg ist.²⁷ Damit erweist sich die von McGuire (1969) aufgestellte These als tragfähig, dass *confidence*, also wechselseitiges Vertrauen, diejenige Variable ist, die die Kommunikation als solche charakterisiert. Sie besteht nach Rosenthal (1972) aus einem unbewussten Urteil, das aus der Paramessage der Kommunikation abgeleitet wird.²⁸ Rosenthal betont allerdings zu Recht, dass es immer um einen Doppelweg geht: Die Glaubwürdigkeit des Orators muss sich mit der Rationalität des Textes verbinden, damit der gewünschte Erfolg eintritt. Ethos ist demnach »an end product of the combined logical and emotional responses«.²⁹

In Heideggers Interpretation der aristotelischen *Rhetorik* finden sich bereits die wesentlichen Gesichtspunkte einer Fundamentalrhetorik, die wir nun wie folgt skizzieren wollen: Die Menschen stehen immer in einem kommunikativen Zusammenhang, befinden sich in einem Miteinandersein und Miteinanderreden. In diesem kommunikativen Miteinander kann es zu außerrhetorischen Situationen kommen. Wo »Einhelligkeit oder eine als folgenlos angesehene Vielfalt der Auffassungen herrscht, tritt Rhetorik nicht auf den

27 Maslow/Yoselson/London (1971), S. 234–240.

28 Rosenthal (1972), S. 23.

29 Rosenthal (1966), S. 117.

Plan.«³⁰ Das gilt auch für »ideale Kommunikationsgemeinschaften«, auf deren Modalitäten sich soziale Gruppen einigen können. Man müsste in diesen Fällen von einer Latenzphase sprechen, die darin besteht, dass idealerweise keiner der Beteiligten eine schon ganz gefestigte thematische Position in der verhandelten Sache nach außen vertritt und jeder eine inhaltliche oder methodische Offenheit akzeptiert. In dieser Lage wären alle Beteiligten nur Mitsprecher wie in der Welt von Heideggers »man«-Philosophie, wo die Welt für die Mitsprecher immer schon ausgelegt ist. All das steht jedoch auf einem anderen Blatt.

Der in unserem Zusammenhang allein interessierende rhetorische Fall tritt dann ein, wenn ein Sprecher das Zertum (seine innere Gewissheit) gefunden hat, es zu seinem Anliegen macht, mit oratorischem Impetus hervortritt und ihm mit seinem *Ego autem dico* aktiv Geltung verschaffen will. In dieser Lage ergreift ein Mensch die Rolle des Vorsprechers, wir nennen ihn dann Orator. Rhetorik ist für ihn der Versuch, unter den determinierenden Bedingungen der Welt durch Ausagieren kommunikativer Handlungsmacht wenigstens für einen Moment informationelle Souveränität zu erlangen. Worin das Zertum besteht, kann offen bleiben. Es ist das, was der amerikanische *New Rhetoric*-Theoretiker Kenneth Burke als die für einen Menschen evident gewordene Wahrheit (*truth*) bezeichnet, hervorgegangen aus einem Offensichtlichwerden, einer Offenbarung (*revelation*), auf der Grundlage unterschiedlichster Erkenntnisquellen (*founded upon magic, religion, or laboratory experiment*).³¹ Es ist in diesem Zusammenhang unerheblich, wie der Orator zu dem rhetorikauslösenden Gewissheitsgrad gekommen ist. Was er jetzt als Wahrheit, Richtigkeit oder berechtigten Geltungsanspruch, kurz: als sein Zertum er-

30 Ptassek (1993), S. 7.

31 Burke (1957), S. 168.

kennt, kann durch Gespräch oder Inspiration, durch unmittelbare Erkenntnis (*intuitions évidentes*), wie Chaïm Perelman sagt,³² oder ursprüngliche Seinserfahrung entstanden sein; und natürlich ist im Sinne der rhetorischen Zirkularität, von der unten noch die Rede sein soll, immer auch an vorgängige Rhetorik als Auslöser zu denken. Das Zertum ist irgendeine handlungsauslösende feste, innere Überzeugung des Orators. Es kann auch Ausfluss der bei Perelman erörterten kollektiven Gewissheit (*évidence*) sein, die »kein subjektives Verhältnis« ist, »das sich von einem Moment und einem Individuum zum andern verändern kann«, sondern eine intersubjektive mentalitätsgeschichtliche Größe, die den Hintergrund für Argumentationsstrategien abgibt. Perelman kann dementsprechend generalisierend von der frühmodernen »persönlichen Gewißheit des Protestantismus, der rationalen Gewißheit des Cartesianismus oder der sensualistischen Gewißheit des Empirismus« sprechen und hinzusetzen: »nur bei umstrittener Gewißheit kommt die Argumentation ins Spiel.«³³ Wir vermeiden in diesem Zusammenhang den Begriff der »Öffentlichkeit«, doch es versteht sich, dass sich das Hervortreten des Orators in sozialen Situationen ereignet. Ob der Vorsprecher dialogisch oder monologisch interagiert, ist in Hinsicht auf die hier erörterte Grundstruktur des Rhetorischen unerheblich.

Gibt es bei diesem Vorgang spezifisch rhetorische Inhalte? Die substanzialistische Philosophietradition hat in diesem Punkt schon früh eine klare Position bezogen. Sie legte die Rhetorik inhaltlich auf unumstößliche Wahrheiten fest. Auch für Platon galt schon, dass die Rhetorik in ihr Recht tritt, wenn das Zertum gefunden ist, aber es musste aus »Wahrheit« bestehen. Wenn eine sichere Wahrheit gefunden war, durfte die Rhetorik sie verbreiten. »Denn die

32 Perelman (1980), S. 16.

33 Ebd., S. 16 f.

einander widersprechenden Meinungen können nicht zugleich übernommen werden, namens der Wahrheit muß zumindest eine von ihnen fallengelassen werden. So bereitet Sokrates den Weg zur Intuition der Wahrheit. Wenn er diese erkannt hat, darf der Philosoph die rhetorische Technik einsetzen, um die Wahrheit mitzuteilen und in seinem Publikum durchzusetzen. Die dem Philosophen angemessene Rhetorik müßte selbst die Götter überreden können.³⁴

In jüngerer Zeit hat Peter L. Oesterreich eine materiale Bestimmung der Persuasion insofern zu geben versucht, als er den »anthropologischen Status« der »spezifisch persuasiven Sinnbildungen gegenüber anderen orationalen oder non-orationalen Sinnkonstitutionsweisen« zu bestimmen suchte. Beeinflusst von der Lebensweltphilosophie kommt er dabei zur Unterscheidung von eigentlich persuasiven Inhalten, unter denen er »überzeugungstragende Sinngebilde wie z. B. ›Weltbilder‹, ›Weltsichten‹ oder ›Weltanschauungen‹ versteht, und ihren »pseudo-persuasiven Gegenspielern«, den »Ideologien«. Für Oesterreich handelt es sich dabei nicht um »philosophische« Sinnklärung, sondern wesentlich »um die ideologische oder weltanschauliche Entscheidung für oder wider ein bestimmtes Lebensweltbild, um einen topischen Sinnhorizont zu gewinnen, der die alltägliche Situationsdeutung im Rahmen evolutionärer Rhetorik wieder ermöglicht.« Diese Untersuchung »der Qualität von Sinngehalten«, die zu einer über »die formale Seite« hinausgehenden »begrifflichen Fassung persuasiver Phänomene« führen soll, ist philosophisch motiviert und gewiss auch von philosophischem Interesse.³⁵ Aber sie führt wieder auf die nun schon bekannten weiten Felder der Seinsphilosophie und der allgemeinen Kommunikationstheorie.

34 Ebd., S. 155 f.

35 Oesterreich (1990), S. 55 f., 107.

Natürlich wünscht man sich im Sinne Peter L. Oesterreichs den Homo rhetoricus als »Mensch der gesellschaftlich reflektierenden Urteilskraft«, der »immer auch Partei ergreift für jemanden, dessen Seinsmöglichkeiten durch das Erreichen des Redeziels eröffnet oder gefördert werden sollen.«³⁶ Doch wird eine empirisch ausgerichtete Rhetoriktheorie auf solche inhaltlich-normativen Maßgaben verzichten müssen. Vom rhetoriktheoretischen Standpunkt aus sind diese inhaltlichen Fragestellungen zu den Nichttechnika zu rechnen, also jenen Wissensbestandteilen, die nicht zur eigentlichen Theorie gehören.

Rhetorik setzt ein, wenn der Vorsprecher sein Zertum, also eine Überzeugung irgendwelcher Art, willenskräftig im *Ego autem dico* zum Ausdruck bringt. Aus seiner Perspektive bekommen die anderen Menschen dabei die Rolle von Nachsprechern zugewiesen. Rhetoriktheoretisch gesehen, ist eine solche asymmetrische kommunikative Lage konstitutiv. Ein kurzfristiges kommunikatives Ziel ist erreicht, wenn Konsens dergestalt eintritt, dass am Ende in der anstehenden Sache alle die Meinung des Orators übernommen haben. Langfristiges Ziel wäre die Verfestigung dieser Meinung als Einstellung bei den Kommunikationspartnern. Ziel der Rhetorik ist also immer die gesteuerte Adjustierung oder Assimilierung von Kommunikationspartnern, zunächst auf kognitiver Ebene, dann aber auch auf der Ebene des Verhaltens. Wir nennen das rhetorische Handeln Persuasion, d. h. Lenkung des Denkens der anderen nach dem auf Veränderung gerichteten Metabolieprinzip (Standpunktwechsel in Hinsicht auf Meinung, Einstellung oder Verhalten). Carl Hovland und andere Persuasionstheoretiker sprechen in diesem Zusammenhang von *opinion change*, *attitude change* und *behaviour change*.

36 Ebd., S. 104, 109.

Man kann der Rhetorik eine maßgebliche Rolle bei der gesellschaftlichen Sinnkonstitution zusprechen, jedoch nicht in dem prinzipiellen Verständnis Peter L. Oesterreichs. Rhetoriktheoretisch gesehen kann es dabei nur um Verfahren der Einführung und Etablierung, Vermittlung, Akzeptanzschaffung, Legitimierung, Perpetuierung usw. von Meinungen und Einstellungen gehen, die auf sozusagen vorgängig gewonnenem Sinn beruhen, der beim Orator als Zertum manifest geworden ist. Aber wie gesagt, das Zertum kann sich auf alle Arten persönlicher Überzeugung beziehen. Muss das Zertum sozialverträglich sein? Tatsächlich lehrt die Geschichte der Demagogie und des öffentlichen Betrugs, dass sich Oratoren häufig genug über die ethische Problematik ihres Zertums im Klaren waren und darum Manipulationsverfahren betrieben. Schon die Antike entwickelte darum mit der *Vir-bonus*-Lehre eine rhetorische Ethik, die den Orator in die Verantwortung nehmen sollte. Die entsprechenden Debatten reichen bis zu Kants politischem kategorischen Imperativ der Öffentlichkeit. Er definiert diese »transzendente Formel des öffentlichen Rechts« wie folgt: »Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren *Maxime* sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.« Dieses Prinzip ist nicht bloß als *ethisch* (zur Tugendlehre gehörig), sondern auch als *juridisch* (das Recht der Menschen angehend) zu betrachten. Denn eine *Maxime*, die ich nicht darf *laut werden* lassen, ohne dadurch meine eigene Absicht zugleich zu vereiteln, die durchaus *verheimlicht* werden muß, wenn sie gelingen soll, und zu der ich mich nicht *öffentlich bekennen* kann, ohne daß dadurch unausbleiblich der Widerstand aller gegen meinen Vorsatz gereizt werde, kann diese notwendige und allgemeine, mithin a priori einzusehende, Gegenbearbeitung aller gegen mich nirgend wovon anders, als von der Ungerechtigkeit her haben, womit sie jedermann bedroht.« (*Zum ewigen Frieden*, Anhang II)

Ob eine vom Orator als Zertum vertretene »Maxime« ethisch akzeptabel ist oder nicht, ob sie sich sachlich halten lässt oder nicht, sind im strikten Sinn jedoch philosophisch, politisch oder anderweitig fachlich, nicht aber rhetoriktheoretisch zu beurteilende Fragen. Dagegen interessiert sich die Rhetorik sehr wohl für die von Kant angesprochene »Gegenbearbeitung« als kommunikativem Faktum. Wir sprechen vom situativen *Widerstand*, auf den der Orator in der sozial-kommunikativen Welt stößt. Hier gewinnt die Rhetorik eine prozesshafte Dimension, von der bislang noch nicht die Rede war. Besonderes Gewicht haben dabei die beiden Widerstandsfaktoren des erschwerten Rollenzugangs und der Oratorikkonkurrenz.

Der Orator bleibt auf lange Sicht nie allein handlungsmächtig, gerät irgendwann in einen Kreis anderer oratorischer Aktivitäten, denn die kommunikative Rollenverteilung ist äußerst unbeständig. Anthropologisch gesehen kann jeder Mensch von der Rolle des Mitsprechers in die des Nachsprechers oder in die des Vorsprechers wechseln. Sozialhistorisch gesehen unterliegt dieser Wechsel allerdings immer restriktiven Bedingungen. Oft entwickelt sich die Situation zum Wettstreit mit Gewinn und Verlust, oder sie wird so aufgefasst. Gesellschaften regulieren daher normalerweise auf allen sozialen Ebenen den Zugang zur Oratorrolle gewohnheitsmäßig oder rechtlich, und sie führen Rituale für rhetorisches Handeln ein. Damit soll Berechenbarkeit und Sozialverträglichkeit hergestellt werden. Die Metabolie, die persuasive Wechselerzeugung in Bezug auf Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen, bekommt auf diese Weise den Charakter eines evolutionären gesellschaftlichen Prozesses. Wenn das Ergreifen der Oratorrolle jedoch zur Machtfrage wird, wenn die kommunikativen Regulative zu unüberwindlichen sozialen Restriktionen werden, sich aufgrund sozialer Verhältnisse so

verfestigen, dass der Zugang zur Oratorrolle zum reinen Machtprivileg wird, dann kann der revolutionäre Orator auftreten. Das gilt nicht nur für die Gesamtgesellschaft, sondern auch für Teilbereiche oder Kleingruppen. Der revolutionäre Orator fühlt sich, in welchem soziologischen Gefüge auch immer, zwanghaft auf den Status des bloßen Mitsprechers oder Nachsprechers festgelegt und nimmt sich daher das Vorsprecherrecht, weil für ihn sein Zertum und das Vorbringen seines Anliegens den höheren Wert darstellen. Demokratien berücksichtigen dies und haben daher dem formalen Recht auf kommunikative Selbstbestimmung bzw. auf prinzipiell freien Zugang zur Oratorrolle Verfassungsrang gegeben (»Meinungsfreiheit«). Dies zu untersuchen, ist Sache der rhetorischen Institutionenkunde. Was hier an weiterem gesellschaftspolitischen und sozioökonomischen Kontext zu diskutieren wäre, ist nicht Sache der Rhetoriktheorie. Auf jeden Fall sagt die Art und der Grad gesellschaftlicher Organisation von rhetorischer Zirkularität etwas aus über die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die prozessuale Betrachtung der Rhetorik, in deren Mittelpunkt die rotierende oder zirkulär wechselnde Übernahme der Oratorrolle durch eine große Zahl von Kommunikatoren im Verlauf engerer und weiterer gesellschaftlicher Entwicklungen steht, macht sie zum wesentlichen kommunikativen Impulsgeber und Auslöser jeder Art kulturellen Wandels. Lernen wir also die Rhetorik emphatisch als einen der großen Bewegungsfaktoren der Kultur schätzen. Demgegenüber ist das alte Schreckgespenst der Rhetorik als »Kontroll«-Kommunikation, das auch Klaus Krippendorff erörtert, deutlich zu relativieren. Kommunikationsteilnehmer, die mit der Rhetorik die Kontroll-Metapher in Verbindung bringen – das sieht Krippendorff richtig – gehen im Sinne des Radikalen Konstruktivismus davon aus, dass

»den Rezipienten die ihnen eigene Macht« entzogen ist. »Überzeugende Redner, starke Anreize und zwingende Argumente brechen den Widerstand eines Publikums, nicht weil sie mächtig wären, sondern weil die Rezipienten sie so konstruieren.«³⁷ Diese Sicht gilt aber nur unter ganz bestimmten Bedingungen: Wenn die punktuelle Sondersituation vorliegt, dass oratorische Rollenzirkulation ausgeschaltet ist, wenn also den Kommunikationsteilnehmern kein freier Zugang zur Oratorrolle gewährt ist und wenn infolgedessen der Verdacht von Manipulation entsteht. Nur dann gelten die folgenden Feststellungen Krippendorffs: »Anders als die Metapher der Mitteilung von Gemeinsamkeiten, die Symmetrie in den gesellschaftlichen Beziehungen ausdrückt und gleichzeitig Autoritäten hervorbringt, welche die erforderliche Gemeinsamkeit zu erzwingen suchen, verankert die Kontroll-Metapher Asymmetrie direkt im Prozeß der Kommunikation. Diese Metapher meint zwei getrennte Welten: die Welt der zu kontrollierenden Rezipienten, Zuhörerschaften oder Zielgruppen und die Welt der kontrollierenden Urheber von Kommunikationsprozessen, der Kommunikatoren. [...] Die Gleichsetzung von Kommunikation mit Kontrolle bedeutet das Privileg der Kommunikatoren, Ziele zu verfolgen – ein Bestreben, das den Adressaten versagt bleibt oder bestenfalls als zu überwindende Störung bezeichnet wird. Sie verleiht Macht denen, die über Kommunikationsprozesse als Mittel gebieten, und Ohnmacht und Unwissen denen, die sich diesen Mitteln aussetzen müssen.« Bei Rezipienten, die sich kontrolliert fühlen, kann unter diesen Bedingungen »der Verdacht« entstehen, »von Argumenten überrollt zu werden« und »jene Angst, welche die auf Manipulation ausgerichteten Kommunikationen durch zunehmend geschickteres Manövrie-

37 Krippendorff (1994), S. 100 f.

ren vermeiden müssen, was letztlich in einer Spirale von Mißtrauen endet. Die Kontroll-Metapher zerstört daher symmetrische zwischenmenschliche Beziehungen.«

Diese Einschätzung kann in den kommunikativen Prozessen einer Gesellschaft mit freiem Zugang zur Oratorrolle nicht die Regel werden. In einer solchen Gesellschaft ergibt sich für die Menschen eine unvermeidliche Kette kommunikativer Wechselbewegungen, die zu einer wenigstens mittel- bis langfristigen Kontrolle der Kontroll-Kommunikation führt. »Eine auf den ersten Blick als objektiv und unparteiisch erscheinende Aussage und Darstellung offenbart ihre beabsichtigte oder unbeabsichtigte Tendenz, sobald ihr andere Zeugnisse von entgegengesetzter Tendenz gegenübergestellt werden. Der Pluralismus schärft den kritischen Sinn.« (Chaïm Perelman)³⁸ Natürlich gewinnt beim unvermeidlichen Auftritt eines Oratorkonkurrenten das Verhältnis von Vorsprecher und Mitsprecher einen agonalen Charakter. Für beide Seiten gilt dann das rhetorische Handlungsmodell zugleich. Aus der Oratorperspektive stellt sich das im prozessualen Verlauf als rhetorischer Zirkel dar, der wechselseitige Reaktionen verlangt. Wenn sich die Kette fortsetzt, entsteht am Ende eine komplexe oratorische Interaktion im Rahmen von Dialogismus und kommunikativen Rückkopplungen, die neue (wiederum die allgemeine Kommunikationstheorie interessierende) Gesetzmäßigkeiten erzeugt. Die Theorie der Kontroverse von den aristotelischen ›Sophistischen Widerlegungen‹ über Arthur Schopenhauers ›Eristik‹ bis hin zur modernen Gesprächsforschung bezieht sich auf dieses Interaktionsgeflecht. An dieser Stelle sei auch auf Niklas Luhmanns Konzept der »multiplen Konstitution« verwiesen. Der Dialog wird hier zur Interaktion zweier oder mehrerer informationsverar-

38 Perelman (1980), S. 42.

beitender (im Fall der Rhetorik kognitiver) Systeme, die in einem aufeinander bezogenen Prozess die Absicht verfolgen, die andere Seite zu verändern, dabei aber eigene, prozessbedingte Veränderungen in Kauf nehmen müssen: »Von Kommunikation kann man, wie immer die technische Ausstattung des Prozesses aussehen mag, nur sprechen, wenn die Änderung des Zustands von Komplex A mit einer Änderung des Zustands von Komplex B korrespondiert. Obwohl beide Komplexe andere Möglichkeiten der Zustandsbestimmung hätten. Insofern heißt Kommunizieren Beschränken (sich selbst und den anderen unter Beschränkungen setzen).«³⁹ Der oratorisch-zirkuläre Prozess als solcher trägt im Rahmen der gesamten sozialen Interaktion dazu bei, dass sich langfristig immer wieder Konsens einstellt. Im genannten Zirkel muss rhetorisches Handeln am Ende nicht notwendig zu einer egoistischen, solipsistischen oder gar diktatorischen Maßnahme werden, sondern kann ganz im Gegenteil nach dem Gegenseitigkeitsprinzip sogar soziale Bindungen erzeugen. Schon Kenneth Burke und andere haben diese sozial-kohäsive Dynamik der Rhetorik erkannt. Für Burke ist sie jene sozialkommunikative »Wirkungsweise«, die maßgeblich dazu verhilft, alle »natürlichen« Entfremdungszustände in der uns bekannten Gesellschaftsform«, wenn nicht zu beseitigen, so doch »zu überbrücken«. ⁴⁰

Damit ist der (naturgemäß sehr eingeschränkte) rhetorische Beitrag zur sozialen Beziehungs- und Konfliktlösungstheorie angesprochen. Natürlich werden Macht und soziale Kontrolle auf unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen reguliert. Die prozessuale Betrachtungsweise des rhetorischen Handelns kann also nur bestimmte Elemente einer Erklärung sozial-kommunikativer Phänomene beisteuern.

39 Luhmann (1988), S. 66.

40 Burke (1950), S. 23, 211 f.

Zu denken wäre etwa an die sozialpsychologische Frage, inwiefern soziale Bindungen durch permanente Persuasion, die mit einer paradoxen Umkehrung des Metabolieprinzips einhergeht, stabilisiert werden.⁴¹ Auch die soziologische Frage der Regulative von Gruppenhandlungen ist betroffen. Zu denken wäre schließlich ebenfalls an die kommunikationstheoretische Frage, inwieweit Persuasion zum Kode-Regulativ wird – auf den Ebenen nämlich, auf denen menschliches Gruppen- oder Individualverhalten nicht durch genetische, sondern durch konventionelle kommunikative Kodes bestimmt wird, lassen sich Wandel und Entwicklung durch das Phänomen der permanenten Persuasion erklären. Rhetorik als Dynamikfaktor der Kommunikation bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Persuasion die entscheidende Sozialtechnik ist, Kodes über Einzelsituationen hinaus ständig weiter zu entwickeln und zu verändern.

41 Knappe (1998), S. 60 ff.

Kasualrhetorik

Keine Praxis ohne irgendeine Art Theorie,
keine Theorie ohne irgendeine Art Praxis.

Rhetorik als Handlungstheorie verlangt von der Kasualrhetorik, dass sie die konkreten rhetorischen Handlungsbedingungen untersucht. Vom Standpunkt des Orators aus betrachtet geht es dabei um eine komplexe Situationsanalytik, vor allem die bewusste Inblicknahme der Instanz des Auditoriums (des »Empfängers« im üblicherweise verwendeten Kommunikationsmodell) mit allen kommunikativen Rahmenbedingungen (Setting), die für rhetorisches Handeln bedeutsam sind. Der Orator tritt hier als Hermeneut in Erscheinung, der zunächst einmal sein Verstehen der praktischen Lage sichern muss. Insofern sind die mit Ivor A. Richards einsetzenden Untersuchungen der *New Rhetoric* zur Theorie des Missverstehens ein richtiger Ansatzpunkt. Schon die Antike hat als Orientierungspunkt das pragmatische rhetorische Grundgesetz der Angemessenheit formuliert, aus dem sich die Hauptregel der rhetorischen Inventivik ableiten lässt: Suche all das herauszufinden, was im vorliegenden Fall den größten kommunikativen Erfolg angesichts aller situativen Widerstände sichert. Im Wesentlichen lässt sich das auf die kognitiv-argumentativen, die emotiv-motivationalen und die sozial-situativen Bedingungen beziehen. Für den Orator ergeben sich daraus unter anderem Fragen folgender Art: Was ist an Pathos und Stimmungslage gefordert? Was sachlich an Argumenten? Und was ist an medialer Inszenierungsleistung im situativen Umfeld nötig?

In Hinblick auf das Prinzip der oratorischen Handlungsmächtigkeit ist vor allem zu untersuchen, welche Art Widerstand die verhandelten Inhalte sowie die äußeren materiellen und sozialen Rahmenbedingungen erzeugen. Dazu gehört unter anderem auch die genaue Analyse der rhetorischen Proxemik, also der räumlichen Kommunikationsverhältnisse; dazu gehören auch immer Überlegungen zu den oratorischen Konkurrenten als Widerstandsfaktor und zu eventuellen Kombattanten. Das nötige rhetorische Fallkalkül, einschließlich der oben erörterten rhetorischen Projektion, das schon die antiken Rhetoriken immer an den Anfang ihrer Lehrgebäude stellten, beruht also vor allem auf Widerstandsanalyse. Als Ergebnis sind Maßgaben für das in diesem Zusammenhang entscheidende Ziel der oratorischen Situationsbeherrschung zu gewinnen. Die bewusste Einstellung auf das gesamte kommunikative Setting, insbesondere aber auf die Kommunikationspartner, ihre Erfahrungs- und Erwartungshorizonte ist entscheidend.

Kurz: Die Kasualrhetorik stellt Theorien auf über die Korrelation von fallbedingt gegebenen Kommunikationsstrukturen bzw. kommunikativen Situationsbedingungen und dem angemessenen rhetorischen Handeln des Orators. Dies kann nicht auf einem einfachen Wirkungskalkül nach dem Reiz-Reaktions-Schema (*stimulus – response*) beruhen. Die gewünschte rhetorische Wirkung stellt sich gewöhnlich nicht monokausal und direkt ein, sondern nur unter systemischen Bedingungen im Rahmen von Interaktionsvorgängen, und hängt von Prozessualität, Faktorenkomplexität sowie Setting-Determination (Bindung an konkrete Situationsfaktoren) ab.

Der Orator hat dies in der unabdingbaren Situationsanalytik zu berücksichtigen. In der Antike war das bereits ein theoretisches Herzstück der rhetorischen Heuristik oder Inventivik. Was Aristoteles und Cicero unter diesem Kapi-

tel an bemerkenswerten Feststellungen zu den großen Funktionalgattungen sowie zum oratorischen Situationskalkül getroffen haben, bleibt im Prinzip nach wie vor gültig. Selbst Oesterreich kommt nicht umhin, die auf Hermagoras zurückgehenden klassischen *circumstantiae* von *persona*, *res*, *causa*, *tempus*, *locus*, *modus* und *materia* oratortheoretisch zugespitzt zu interpretieren. Seit der Spätantike (Pseudo-Augustinus und Boethius) knüpft man an sie die bekannte inventive Suchformel (auch als Lasswell-Formel bekannt) *quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?*, woraus sich für den Orator ein situationsanalytisches Gefüge von sieben Aspekten ergibt: personale, negotiale, lokale, instrumentale, finale, modale und temporale Aspekte. Vom Standpunkt des oratorischen Handlungskalküls aus begegnen hier andere Personen nurmehr streng perspektiviert in, so Oesterreich, »Zusammenhängen von Parteilichkeit, z. B. als Freund oder als Gegner. Die Sachen erhalten den Charakter zu besorgender Geschäfte. Die Dinge erscheinen unter instrumentellen Gesichtspunkten, als konstruktive oder destruktive Werkzeuge. Die finale Intentionalität praktischer Interessen konstituiert Bedeutungszusammenhänge, in denen einzelne Handlungen in einem taktischen oder strategischen Sinn verstehbar werden. Raum und Zeit gewinnen für die peristatische Existenz den Charakter von Instanzen, die Handlungsmöglichkeiten eröffnen und auch wieder verschließen können.«¹

1 Oesterreich (1990), S. 14.

Medialrhetorik

Medientheorie ist semiotische
Tragflächentheorie.

Die Medialrhetorik, wie auch die im folgenden Kapitel behandelte Textrhetorik, untersucht, mithilfe welchen Instrumentariums sich rhetorisches Handeln vollzieht und wie die rhetorischen Mittel beschaffen sind. Man kann das rhetorische Instrumentarium mit Blick auf den Orator auch als oratorisches Organon bezeichnen. In Betracht des dreiteiligen Bühler'schen Kommunikationsmodells hat sich der Orator in diesem Zusammenhang bewusst dem kommunikativen »Kanal« zuzuwenden. Was immer mit der kommunikationstheoretisch zunächst einmal recht abstrakt vorgestellten Größe »Kanal« zu tun hat, bekommt für den Orator entscheidendes Gewicht. Die bewusste rhetorische Handlung (Persuasion) gelangt ohne die effektive Bedienung des Kanals, ohne die rechte Handhabung des medialen Instrumentariums, also ohne die nötige technische Perfektion der oratorischen Instrumente nicht zum Ziel. Allerdings kann man auch hier nicht von schlichten, direkten Ursache-Wirkung-Verhältnissen nach dem behavioristischen Stimulus-Response-Schema ausgehen. Natürlich geht es um den Einsatz strategischer Instrumente, die aufgrund des – oben erörterten – Adressatenkalküls modelliert sind, doch rhetorische Wirkung vollzieht sich nie nach Art simpler physikalischer Hebelwirkung. Meistens liegt schon im Setting eine komplexe Gemengelage vor, bei der zu bedenken ist, »daß es nicht der Stimulus ist, der wirkt, sondern die sich unausweichlich einstellende Kommunikationssituation,

die Wissen, Einstellungen und/oder Verhalten des Rezipienten verändert, wobei aber deren Dauer – wiederum entgegen der Annahme des klassischen Modells – keinen validen Indikator für die erzielte Wirkung abgibt.«¹

Der Orator wird rhetorisch als jemand gesehen, der gezielt kommunikative Mittel einsetzt, doch ist dabei zu bedenken, dass trotz strikter »Sender«- bzw. Oratorperspektive auch in diesem Fall selbstverständlich immer die allgemeinkommunikativen Gesetzmäßigkeiten gelten. Das betrifft in Hinblick auf die drei Instanzen des schon verschiedentlich erwähnten Kommunikationsmodells vor allem das kommunikative Interaktionsgesetz (es besagt: *emittive Actio = rezeptive Reactio*)² und das Widerstandsgesetz (aus der Warte jeder der drei Instanzen gesehen erzeugen die beiden anderen Widerstand). Das Widerstandspotential des »Kanals« hängt an der *channel deflection*, d. h. an den schon erwähnten, systembedingten autopoietischen technischen und semiotischen Ablenkungseigenschaften der Medien und Texturen, die für die Intention- und Rezeptionseigenschaften der kognitiven Systeme (Sender, Empfänger) Verfremdung mit sich bringen. Zwei Faktoren machen sich beim »medialen« Widerstand besonders bemerkbar: Distanz und Komplexität.³ Die Präsenz des Orators, d. h. seine situative Interventionsmöglichkeit, wird umso schwieriger, je indirekter die Kommunikation abläuft und je mehr beteiligte Zwischenkommunikatoren (z. B. eines Zeitungsredaktionsapparats) als externe Interventionsgrößen ins Spiel kommen, je schwächer die Partner verbunden sind. Ein Politiker, der heute eine bestimmte Information in der Presse

1 Merten (1994), S. 297.

2 Kommunikation ist immer wechselseitig, und der kommunikative Impuls des Senders hat im Kommunikationsvorgang am Ende immer nur genau die Wertigkeit, die ihm die Reaktion des Empfängers einräumt.

3 Zum Nähe/Distanz-Kontinuum und seinen entsprechenden medialen Affinitäten vgl. Koch/Oesterreicher (1990), S. 10.

lancieren will, muss gewöhnlich mit dieser Kompliziertheit rechnen. Für den Orator lautet die Maßgabe bezüglich des medialen Widerstands, neben der oben genannten Beherrschung der Situation zugleich die Beherrschung des medialen Organons zu erreichen.

Die Arbeiten von Marshall McLuhan, Walter J. Ong, Eric Alfred Havelock oder Friedrich A. Kittler – um nur einige Namen zu nennen – machen deutlich, dass seit der Antike die technisch verfügbaren Medien in immer stärkerem Maß das Denken und kommunikative Handeln beeinflussen. Der Extrempunkt wäre erreicht, wenn die Medialität die menschliche Rhetorik ausschaltete, eine Entwicklung, die die moderne Medienkultur so weit heraufbeschworen hat, dass die Oratorinstanz ernsthaft ins Wanken zu kommen scheint. In den Maschinerien der modernen Mediensysteme entstehen immer häufiger textuelle Amalgame im Durchlauf durch zahlreiche Bearbeitungs- und Redaktionsabteilungen. Sie erzeugen, wenn nicht technisch-strukturelle Autorlosigkeit, so doch Autorfragmentierung. Am Ende steht dabei ein kommunikatives Produkt, für das nur noch anonyme Instanzen presse- oder urheberrechtlich verantwortlich zeichnen. Im 20. Jahrhundert scheint ein vorläufiger Endpunkt erreicht zu sein. Unter dem Eindruck der inzwischen beinahe alles vereinnahmenden Selbstbezüglichkeit moderner Massenmedien hat Marshall McLuhan seine umstrittene, aber wirkungsträchtige Formel *The medium is the message* formuliert. Lacans individualpsychologisch aufgefasstes »Drängen des Buchstabens« weitet sich in McLuhans weit greifender Medientheorie zu einem universalen Prinzip aus. Seine genannte Formel wird unter anderem auch so verstanden, dass Kodes und Mediensysteme, auch Aufschreibsysteme, die Kommunikation regieren.

Man wird die explikative Kraft dieser Formel kaum bestreiten können. Ebenso wenig die Faszination der Kern-

thesen von McLuhans *Gutenberg-Galaxis*. Doch die historisch durchs Alphabet gegangene Rhetorik muss ihrerseits programmatisch die Formel entgegenstellen: *Der Orator ist die Botschaft*, d. h. die kognitiven menschlichen Systeme, von denen oben ausführlich die Rede war, sind und bleiben bei der rhetorischen Kommunikation maßgeblich.⁴ Dies impliziert, dass der Orator (verstanden als rhetoriktheoretische Größe, die immer zugleich auch für das oratorische Telos steht) seine mediale Präsenz nach wie vor bewusst durchzusetzen, sein rhetorisches Handeln also medienspezifisch wirkungsvoll zu vermitteln hat. Im Bewusstsein des Auditoriums Präsenz zu erreichen, war für den Orator immer die größte Herausforderung, und sie galt in der Rhetoriktheorie schon immer als wesentlicher Persuasionsfaktor. Dazu stellt Chaïm Perelman fest: »Dieser Zusammenhang zwischen der Gegenwärtigkeit (*présence*) bestimmter Elemente im Bewußtsein und ihrer Bedeutung [hinsichtlich rhetorischer Wirkung] hat zu einer Auffassung der Rhetorik Anlaß gegeben, wonach Rhetorik die Kunst ist, über Präsentationstechniken diese Präsenz herzustellen.«⁵ In der Antike hieß das für den Orator, seine eigene kommunikative Kompetenz zu entwickeln und einen hohen persönlichen Perfektionsgrad im Umgang mit den gegebenen medialen Instrumenten zu erlangen.

Zu allen Zeiten aber verlangte man dies auch von den oratorischen Stellvertretern, den Kommunikationsfachleuten, die die Oratorfunktion im Dienste anderer übernehmen, die also unselbstständig in die Oratorrolle eines anderen eintreten. Solche Stellvertreter hat es schon immer gegeben, seien es abhängige, das Lob ihres Herrn preisende

4 Ich stelle ausdrücklich fest, dass unter der Perspektive allgemeiner Kommunikationstheorie die beiden hier kontrastierten Standpunkte in ein dialektisches Verhältnis zu setzen sind.

5 Perelman (1980), S. 44.

Lohndichter, amtliche Propagandisten oder kommerzielle Werbefachleute. Vom Standpunkt des Orators aus gesehen sind diese zeitweiligen Stellvertreter, die sich ganz seinem Interesse unterworfen haben, letztlich nur eine weitere Verkomplizierungsstufe der medialen Umsetzung seines Anliegens, nur eine Medienvariante, mit deren Widerstandspotential er gegebenenfalls auch noch rechnen muss. Der Erstorator muss also vom Zweitoperator usw. eines rhetorischen Kommunikationsnetzes unterschieden werden, das wir auch das oratorisch gesteuerte System nennen können. Das ganze Thema wäre weiterer Erörterung wert, kann hier jedoch nicht vertieft werden.

Für den perfekten Orator ist die Verbindung von Situationsbeherrschung und Medienbeherrschung am besten in der direkten personalen Interaktion der Face-to-face-Situation zu erreichen. Wichtig ist dabei die persönliche Präsenz, weil sie die Möglichkeit einräumt, ständig selbst zu intervenieren. »Die Präsenz wirkt unmittelbar auf unser Empfinden.«⁶ Wir sprechen von Interventionspräsenz, was bedeutet, dass der Kommunikator möglichst alles persönlich im Moment des Geschehens in der Hand hat, in kritischen Phasen des Persuasionsakts ständig selbst korrigieren und eine Krise gegebenenfalls auch dialogisch auffangen kann. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass sich diese hohe Wertigkeit der Präsenz auch juristisch im nach wie vor gültigen strikten Grundsatz der Unmittelbarkeit bei Strafprozessen niederschlägt.

Dem wichtigen Faktor der Körperpräsenz kommt in jedem Fall entscheidende Bedeutung zu. Darum galt zur Zeit der alten Mündlichkeit, in der alles Schriftliche noch als bloße kommunikative Hilfestellung bewertet wurde, die

6 Ebd., S. 43.

rhetorische Performanz (*hypókrisis, actio, pronuntiatio* – rednerisch körperliches Handeln, Artikulieren) als das Entscheidende für den Orator. Das Ziel ist umfassende Einwirkung auf den Adressaten: »Dem rhetorischen Argumentationsstil liegt ein unausgesprochenes integrales Konzept zugrunde, demzufolge nicht nur die partikuläre reinrationale Subjektivität, sondern die gesamte menschliche Person sowohl in intellektueller als auch voluntativer und emotionaler Hinsicht (*pragma, ethos, pathos*) überzeugt werden soll.«⁷

Der perfekte Orator muss also auf Interventionspräsenz das größte Gewicht legen, denn nur sie garantiert ihm das höchste Maß an rhetorischer Handlungsmächtigkeit. Wir hatten oben mit Martin Heidegger das kommunikativ vermittelte Entschlossensein zu etwas Bestimmtem, wofür wir auch den Begriff *Impetus* verwenden können, als eine *Differentia specifica* des Orators im Verhältnis zu den Mitsprechern herausgestellt. Die Interventionspräsenz ist die Voraussetzung für ihre Umsetzung. Man muss dies eigens betonen, weil für den Orator alles darauf ankommt, wie es gelingt, die Intentionalität als Spezifikum der Rhetorik medial zu manifestieren. Einen hohen Grad an Interventionspräsenz zu sichern, ist für den Orator jedoch immer problematisch. Das hängt mit der genannten Widerständigkeit der Medien zusammen. Dabei kommen mindestens drei Realisationsebenen ins Spiel, auf die man die Begriffe Situationspräsenz, Medialpräsenz und Textpräsenz beziehen kann.

In der Kasualrhetorik ist die »Situation« ein Problem der Setting-Analyse. Hier wird sie zu einer Frage der Oratorposition. Die Situationspräsenz war die Schlüsselkomponente der antiken Rhetorik. Man versteht das ganze System der alten Rhetorik nur, wenn man sich diesen Punkt klar

7 Oesterreich (1990), S. 61.

macht: In der rhetorischen Situation der Antike kommt letzten Endes alles auf die einnehmende körperliche Präsenz in Stimme und Gestus beim Reden an. Die römischen Rhetoriklehrer überlieferten die Anekdöte, dass der berühmteste griechische Redner, Demosthenes, auf die Frage, was das wichtigste Element der Beredsamkeit sei, geantwortet habe: Erstens *actio*, zweitens *actio*, drittens *actio*! Dem korporalen Vortrag des Textes wurde wegen seines entscheidenden Gewichtes ein eigener rhetorischer Theoriesektor gewidmet. Und bis zum heutigen Tag bleibt die situative Direktheit der Face-to-face-Rhetorik ein wesentliches kommunikatives Erfolgsmoment.

Die moderne Persuasionsforschung bestätigt dies. Sie unterscheidet zwei Arten von kommunikativen Persuasionswegen: 1. den Zentralweg (*central route*) und 2. den Peripherweg (*peripheral route*). Als Zentralweg wird das kognitive, auf Rationalität ausgerichtete Argumentieren verstanden, als Peripherweg die Einflussnahme über paralinguistische, nonverbale und performative Kommunikationsmittel. Neuere Untersuchungen haben den Wirkungsgrad der Peripherphänomene spezifiziert.⁸ So zeigte sich etwa, dass bloße Sprechlautstärke zwar Aufmerksamkeit erregen kann, aber weniger zur oratorischen Glaubwürdigkeit beiträgt als andere korporale Merkmale. Erst die Kombination stimmlicher Qualitäten bekommt persuasive Relevanz. Mit der Körpersprache signalisiertes Dominanzverhalten führt zu positiven Attribuierungen wie Kompetenz, Beherrschung, Persönlichkeit und Geselligkeit. Die in den 1980er Jahren entstandenen Persuasionsmodelle arbeiten mit der hier genannten Unterscheidung zweier Kommunikationswege. Sie gehen davon aus, dass auch auf Empfängerseite das Problem des kommunikativen Wider-

8 Etwa die von Burgoon/Birk/Pfau (1990); oder Peterson/Cannito/Brown (1995).

stands eine Rolle spielt. Im Normalfall besteht nämlich die Empfängerneigung, bei der Informationsverarbeitung den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Bei sachlich hochmotivierten und befähigten Rezipienten hat das etwa zur Folge, dass sie zunächst einmal auf die verankerte argumentative Vorurteilsstruktur setzen und neuen Argumenten gegenüber zurückhaltend sind. Sachlich schwach motivierte und weniger befähigte Empfänger stehen rein kognitiver Informationsverarbeitung noch unwilliger gegenüber. Nach dem *Elaboration-Likelihood-Model* (ELM) der Persuasion kommt darum dem Peripherweg bei jeder Art primärmedialer Kommunikation entscheidende Bedeutung zu.⁹ Hier nämlich werden Informationen synchron auf dem Direktweg und dem Peripherweg verarbeitet. Die Folge ist, dass nach dem Widerstandsvermeidungs-Postulat die peripheren Merkmale der Kommunikation bei schwach motivierten Empfängern sehr schnell zu den eigentlichen Persuasionsdeterminanten werden können.¹⁰ Andere Forschungsrichtungen halten den Motivationsfaktor für weniger wichtig. Ihrer Meinung nach verschwimmen in den Situationen primärmedialer Kommunikation die Grenzen zwischen den beiden Wegen bei der Perzeption. Im Endeffekt hat es der Rezipient mit einem aus komplexen Elementen zusammengesetzten Input zu tun.¹¹

Die Medialpräsenz, die immer eine Form semiotischer Repräsentation darstellt und am Ende immer in Textpräsenz mündet, stellt sich auch für den informationsproduzierenden Orator als ausgesprochen komplex dimensioniert dar, wie die Tab. 1 deutlich macht.

9 Vgl. Bonfadelli (1998), S. 57–59.

10 Vgl. Petty/Cacioppo (1986), S. 162.

11 Gélinas-Chebat/Chebat/Vaninsky (1996), S. 258.

<i>Medialsystem</i>	<i>Medium</i>	<i>Zeichensystem</i>	<i>Korporale Orator-Präsenz</i>
Face-to-face-Interaktion	Körper, Schall	Körper, Gestik, Stimme, Sprache	ja
Publizistik	Schriftträger	Sprache	nein
Bildersysteme und Publizistik	Bildträger	Bilder	nein
Technisch-elektronische Tonübertragungssysteme (z. B. Telefonnetze)	Tonträger	Stimme, Sprache	nein
Technisch-elektronische Audiovision (Fernsehen usw.)	Techno-Ikonik ¹² (Film, Video usw.)	Sprache und Bilder	nein

Tab. 1 Ebenen der Medialpräsenz

Den ursprünglichen medialen Kommunikationstyp, der etwa auch bei den eingangs dargestellten rhetorischen Schlüsselszenen vorliegt, kann man kurz *primärmediale Kommunikation* nennen. Das kommunikative Setting wird hier entscheidend von leibhaftig agierenden Kommunikationsteilnehmern bestimmt, die sich in einer direkten, unvermittelten Face-to-face-Situation befinden. Die klassischen rhetorischen Stofffindungs-, Beweismittel- und Textgestaltungslehren werden von dieser Voraussetzung bestimmt. Folgerichtig sind die rhetoriktheoretischen Hauptwerke Ciceros, des wichtigsten römischen Rhetorikers,

12 Im Sinne von Flusser (1996).

immer auf den Orator hin perspektiviert, nicht etwa auf die Textsorte »Rede«. In der primären Kommunikation hängt der Persuasionserfolg in großem Maße davon ab, wie sich der Kommunikator inszenieren kann. Wesentlich ist, was er in der primären Kommunikationssituation an leibhaftiger Präsenz, an Persönlichkeits- und Verhaltenswerten, die von Aristoteles als Ethos bezeichnet werden, selbst zu vermitteln vermag. Darum ist die periphere Performanz so bedeutsam (Körperverfassung, Stimmführung, Gestus, Selbstdarstellungs- und Interaktionskompetenz, der ganze Habitus). Weil der Redner auch in dieser Hinsicht nach Situationsmächtigkeit streben muss, haben geschickte Oratoren immer versucht, die situativen Rahmenbedingungen schon vorab so einzurichten, dass sie sich leibhaftig günstig in Szene setzen konnten. Nur wenn alles zur Optimierung der leibhaftigen Präsenz des Orators getan ist – das wussten die Alten – dann erreicht bei primärer Kommunikation auch sein traditionelles Hauptorganon, der sprachliche Text, den optimalen persuasiven Wirkungsgrad. Strukturell müssen sich der sprachliche Text und die Präsenz gegenseitig stützen, d. h. der Text darf nicht nur rationalistisch argumentieren, sondern hat auch die Selbstdarstellung des Orators zu flankieren und die Kommunikationspartner emotional seiner Sache zugeneigt zu halten, was man aristotelisch den Pathoseffekt nennen könnte. Denn »das Proprium der oratorischen Situation liegt gerade in ihren transrationalen Momenten. Generelle Rationalitätsunterstellungen für das ›Reich des Rhetorischen‹ sind nicht nur unrealistisch, sondern reduzieren es auf die schmale Region des Schauvortrages.«¹³ Persuasionstheoretisch gesehen steht das sachliche Argumentieren nicht ohne weiteres in der Hierarchie der rhetorischen Essentials voran. Jede einseitige Überbetonung der argumentativen Rationalität nimmt zu wenig Rücksicht

13 Oesterreich (1990), S. 41.

auf die kommunikative Wirklichkeit. Selbstverständlich bleibt die rational ausgefeilte Argumentation die stabilste und hilfreichste kognitive Brücke zwischen Orator und Auditorium. Und wenn das Argumentieren zum rhetorischen Zug kommt, muss man darauf die größte Sorgfalt verwenden. Die hohe Gewichtung aller übrigen Kommunikationsfaktoren bleibt aber dennoch ein Gebot für jeden Orator.

Beim zweiten kommunikativen Medialisierungstyp, der *sekundärmedialen Kommunikation*, liegt rhetorische Präsenzverfremdung vor. Sie tritt ein, wenn das kommunikative Setting die leibhaftige Präsenz bestimmter Sprecher nicht mehr vorsieht, diese Präsenz aber intersemiotisch komplex (nicht allein per Sprache) simuliert wird. Bei Marshall McLuhan kann man nachlesen, dass die gelungene Perzeption bei diesen Arten höher organisierter Simulation keineswegs naturwüchsig erfolgt, sondern kulturellen Trainings bedarf.¹⁴ Am weitesten vorangeschritten ist die sekundäre Kommunikation im gegenwärtigen Multimedia-Universum, das in Zukunft auch für das Internet weitere neue Möglichkeiten mit sich bringen wird. Eine Livesendung im Fernsehen kann beim Zuschauer die flüchtige Illusion leibhaftiger Präsenz körperlich abwesender Kommunikatoren erzeugen (Politiker, Künstler, Wissenschaftler usw.). Darum sah die amerikanische Öffentlichkeit auch in der berüchtigten Clinton-Lewinsky-Affäre des Jahres 1998 eine ganz neue Qualitätsstufe erreicht, als das Repräsentantenhaus beschloss, die zwar persönliche, aber nur per Sekundärkommunikation abgewickelte Aussage des Präsidenten gegenüber der Grand Jury als Fernsehvideo landesweit auszustrahlen. Viele sahen eine sehr viel größere Gefahr für den Präsidenten in der Fernsehübertragung seines persönlichen Auftritts als in der vorangegangenen (terziärmedialen) Inter-

14 McLuhan (1995), S. 45 ff.

net-Veröffentlichung der schriftlichen Untersuchungsprotokolle. Die allseitige Aufregung war deshalb so groß, weil man vermutete, dass die fernsehmediale Präsenzsituation die moralische Selbstvernichtung des Präsidenten vollkommen machen würde.

Was aber im Moment der Wahrnehmung wie bloße, durch technische Kunst hervorgerufene Doppelung primärer Kommunikation erscheint, gewinnt bei näherem Hinsehen für den Orator eine neue Widerstandsdimension. Das Medialsystem Fernsehen zwingt nämlich allen Beteiligten sein Gesetz auf. Der auf Persuasion eingestellte Kommunikator verliert sehr viel an leibhaftiger Situationsmächtigkeit allein dadurch, dass er etwa den Entscheidungen der Bildregie unterworfen ist, die Bildausschnitt, Einblendung, Ausblendung oder Zeitdauer der medialen Präsenz bestimmt. Alte Filme, die uns öffentliche Redeauftritte von Diktatoren aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigen (z. B. Mussolini oder Hitler), wirken auf uns befremdlich, ja grotesk-komisch, weil uns die ganze Art der Inszenierung nicht stimmig erscheint. Diese Auftritte wurden rhetorisch nach den Gesetzen der primären Medialisierung für Face-to-face-Situationen konzipiert. Hitler etwa kontrollierte seine dafür bestimmte öffentliche Gestik mit Serien von Fotos, die ihn in den aberwitzigsten Posen zeigen. Solche Posen, die auf einem Foto merkwürdig aussehen, können vor einem Massenpublikum in primärer Kommunikation durchaus wirken, denn sie sind mit anderen Inszenierungselementen kombiniert und verflüchtigen sich. So wie aber die erbarmungslose Filmkamera der sekundären Medialisierungswelt diese Theatralik als Nahaufnahme zur ständig wiederholbaren Vorführung einfängt, wird eine große Diskrepanz deutlich. Für die entlarvende Nähe einer Kamera muss der Redner sich ganz besonders wappnen, muss sich stimmlich auf einen intimeren Raumton einstel-

len, seine Gestik kontrollieren und die Rhetorik der Großraum-Massenszene zurücknehmen.

Aber selbst wenn der Kommunikator die Bildregie in eigener Verantwortung manipulieren könnte, müsste er doch das Distanzerlebnis aufseiten des Empfängers akzeptieren. Die zweidimensionale Fläche des Fernsehbildschirms bleibt für den Zuschauer eine Rauminstallation, die ihm die Freiheit des persönlichen Umgangs mit dem Medium erlaubt. Das könnte bei der primären Kommunikation insofern etwas anders sein, als es dort unter Umständen zu einem stärkeren psychischen Kraftakt wird, sich einfach vom Ansprechpartner abzuwenden. Der gegenwärtige mediale Overkill entwertet mehr und mehr alle Versuche, intensive Präsenzerlebnisse multimedial zu simulieren. Weil die Medienlandschaft immer stärker den Charakter undifferenzierteren Rauschens annimmt, bedarf es zunehmend besonderer Stimuli, um einzelne Sendungen wieder zu diskreten Wahrnehmungsphänomenen werden zu lassen. Wenn es dem Kommunikator einmal gelungen ist, wenigstens dieses Wahrnehmungsinteresse wiederzugewinnen, dann hat er immer noch nicht das durch die Doppelmedialisierung erzeugte Problem bloßer Sekundärpräsenz gelöst. Er muss den gesamten Bedingungskontext moderner Medialsysteme als Frage der adäquaten rhetorischen Mittel medienbedingter Art einkalkulieren. Damit ist das rhetorische Kalkül primärer Kommunikation nicht völlig erledigt, aber es wird eingebettet in ein Kalkül sehr viel komplexerer Art.

Bei der *terziärmedialen Kommunikation* haben es die Kommunikationspartner nicht mehr nur mit Verfremdung, sondern mit Präsenzentfremdung als Widerstandsfaktor zu tun. Es handelt sich um eine semiotische Entfremdung, die auf der Reduktion auf ein einziges semiotisches System beruht, wie es etwa im Medialsystem der Publizistik vorliegt. Normalerweise findet hier Kommunikation allein durch

eine vom Sprecher abgetrennte Zirkulation akustischer oder optisch-graphischer Texte statt (z. B. Nuntialrede, Brief, Gedicht, Zeitungartikel usw.). Hier liegt eine nur noch auf eindimensionale Textpräsenz beschränkte Reduktionsstufe der rhetorischen Interventionspräsenz vor. In der Gutenberg-Galaxis bekommt dies eine ganz besondere Qualität, denn die durch die Typographie bewirkte Erfahrungsbeschränkung auf einen einzigen Sinn, den visuellen Sinn, führt William Ivins zu der Annahme, »je genauer wir unsere Daten bei einer Beweisführung auf die Daten beschränken, die uns durch ein und denselben Sinneskanal zukommen, desto weniger neigen wir dazu, in unserem Gedankengang Fehler zu machen«. ¹⁵ Dementsprechend wird die *central route* der Persuasion aufgewertet. Marshall McLuhan kommentiert Ivins' Feststellung wie folgt: »Diese Art von Verzerrung oder Reduktion unserer gesamten Sinneserfahrung auf den Bereich eines einzigen Sinnes ist in der Tendenz jedoch die Auswirkung der Typographie auf die Künste und Wissenschaft wie auch auf das menschliche Empfinden. So etwa verhalf die dem Leser von Gedrucktem so selbstverständliche Gewohnheit, eine starre Haltung, einen ›Gesichtspunkt‹ einzunehmen, dem avantgardistischen Perspektivismus des 15. Jahrhunderts zu seiner Beliebtheit und Verbreitung«. ¹⁶ Neuere Forschungen bestätigen, dass bei rein schriftlicher Kommunikation die *central route* der Persuasion ein ganz anderes Gewicht bekommt und dass hier bei stark involvierten Rezipienten die Meinungsbildung vorrangig über die Prüfung der Argumente läuft. ¹⁷

15 Ivins (1952), S. 54.

16 McLuhan (1995), S. 157; zur Spezifik der sich schon im Hochmittelalter ausprägenden neuen Symbiose von Lesen und Denken siehe Illich (1991), S. 101 ff.

17 Petty/Cacioppo (1986), S. 162.

Der Kommunikator wird unter diesen Bedingungen völlig abhängig von den Regulativen des jeweiligen semiotischen Systems, muss etwa seine Restpräsenz in Auseinandersetzung mit den Eigengesetzlichkeiten der Verbalsprache bzw. Verbaltextualität zu retten suchen bzw. in den Texten Strukturen schaffen, die seinen persuasiven Zielen auf andere Weise Vorschub leisten. Seine körperperformative Kompetenz entfällt als Interventionsmöglichkeit. Um das zu verdeutlichen, sei nur auf eine Liste von Zwängen der Schrifttextualität hingewiesen, wie sie Klaus Weimar anführt: »Beim Schreiben steht man unter einem gewissen Zwang, bei der Formulierung von Orts- und Zeitangaben von der eigenen Situation und auch von der des mutmaßlichen Lesers zu abstrahieren. [...] Ein Text gehört zwei Situationen an, derjenigen des Schreibers und derjenigen des Lesers. [...] Texte sind von situationsunabhängiger Dauer. [...] Texte sind immer gegenwärtig. [...] Texte verändern sich nicht. [...] Texte sind zeitlos und vollendet. [...] Ein Text ist die dingliche Gegenwart einer Vergangenheit. [...] Texte sind: in Linien verwandelter Laut der Sprache.«¹⁸ Platon wusste, warum er im *Phaidros*, einem der ältesten und wichtigsten antiken Theorietexte der Rhetorik, die Schriftlichkeit so heftig attackierte.

Der Orator muss bei der Textarbeit, sei es im verbalen oder im nonverbalen Bereich, ganz besondere Kompetenzen entwickeln, um der medialen Präsenzentfremdung Herr zu werden. Seine ganze persuasive Kraft muss sich auf die Strukturierung von Text verlagern. Er muss einer Struktur Funktion geben, während er sie erzeugt. Aus der korporalen Präsenz muss eine intellektuelle Präsenz im Text werden. Glücklicherweise steht dem Orator aber allein schon mit der Verbalsprache ein unglaublich leistungsfähiges Zei-

18 Weimar (1980), S. 36–41.

chensystem zur Verfügung. So hat er zahllose Möglichkeiten, sein korporales Präsenzdefizit auszugleichen und seinem sachlichen Anliegen auch auf andere Weise Geltung zu verschaffen. Die Simulation wenigstens einer personalen, wenn nicht korporalen Präsenz ist insofern möglich, als die Sprache entsprechend auf die Psyche des Gegenüber, auf menschliche Imagination, Phantasie und Emotionalität (verstanden als mentale Projektionsflächen bzw. psychische Interaktionsinstanzen) beim Empfänger wirken kann. Freilich bedarf es großer Vertextungskompetenz, um diese Art rhetorischer Suggestibilität ausschließlich auf Textebene zu erzeugen und die persuasive Inszenierung ganz in den Text zu verlegen.

Auch auf der Textebene stellt sich für den Orator, wie an anderer Stelle bereits angesprochen, das Widerstandsproblem. Die Frage lautet, wie der Orator sein Anliegen optimal in den Text bringen kann. Kommunikation ohne Texte (irgendeines Zeichensystems) ist nicht möglich. Jede der drei oben genannten medialen Kommunikationsstufen verlangt nach Text. Daher ist es unumgänglich, das Problem der textuellen Umsetzung des oratorischen Telos und der oratorischen Textpräsenz gesondert zu erörtern. Ein großer Teil der traditionellen Rhetoriktheorie hat sich schon immer diesem Bereich gewidmet. Alles, was mit diesem Komplex zusammenhängt, untersucht die Textrhetorik. Der Orator tritt uns hier als jemand entgegen, der einen Text bzw. ein Werk schafft. Chaïm Perelman hebt die »präsenzerzeugenden Techniken der Darstellung« in Bezug auf die sachlichen Anliegen des Orators hervor, insbesondere wenn es darum geht, »in Raum und Zeit entfernte Wirklichkeiten« zu vergegenwärtigen. Diese Erzeugung von Präsenz auf der textlichen Inhaltsebene dürfe »als die im Bewußtsein gegebene nicht mit der tatsächlichen Präsenz verwechselt werden. Die Verwendung der Möglichkeiten der Sprache und ihrer Fä-

higkeit der Evokation bildet den Übergang zwischen der Rhetorik als Kunst der Überredung und der Rhetorik als Technik literarischen Ausdrucks«. ¹⁹ Doch was ist unter rhetorischer Textpräsenz konkret zu verstehen? Eine genauere Antwort auf diese Frage, vor allem in Bezug auf die konkreten Textverfahren, muss die spezielle rhetorische Texttheorie, insbesondere die literarische Rhetorik geben. Im Folgenden soll es um einige grundsätzliche Punkte gehen.

19 Perelman (1980), S. 43.

Textrhetorik

Eine zeitgemäße textrhetorische Theorie muss von den modernen Wissenschaften Zuständigkeitsterrain zurückerobern.

Die Textrhetorik untersucht die Erzeugung von Botschaften im Text. Unter der theoretischen Größe »Text« ist, wie die moderne Texttheorie zeigt, eine äußerst vielschichtige, hochkomplexe und nur mittels Differenzierung zahlreicher analytischer und systematischer Ebenen erfassbare Einheit zu verstehen. Der Text ist ein begrenzter Zeichenkomplex, der vor allem in kommunikativer Absicht modelliert ist.¹ Nicht erst seit den von Karl Bühler und Roman Jakobson angestoßenen Sprachfunktionsdebatten ist bekannt, dass sich im Text die unterschiedlichsten kommunikativen Möglichkeiten realisieren lassen. Die Rhetorik hat sich schon immer vorrangig dafür interessiert, wie es dem Orator gelingt, im Text spezielle Botschaften aufzubauen. In ihnen ist auf der Bedeutungsebene die Ziel- und Partnerbezogenheit jeglicher Textproduktion kondensiert, von der Texttheoretiker wie van Dijk und Kintsch in ihrem »Strategiemodell« ausgehen.² Botschaften sind in alle Texte eingewebt; im Fall der Schriftlichkeit kann man sagen, sie seien »eingeschrieben«.³ Oft sind sie unbewusste Nebeneffekte der Abfassung

1 Andreas Gardt (1995a) unterscheidet zwischen Kommunikations- und Sprecherzentrierung. Christian Schorno integriert in seiner Arbeit zur »Autokommunikation« [i. Vorb.] auch die Sprecherzentrierung in sein Kommunikationsmodell.

2 Van Dijk/Kintsch (1983).

3 Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die von Siegfried J. Schmidt diskutierte »Instruktionsemantik«; Schmidt (1976), S. 55 ff.

von Texten.⁴ Der produktionstheoretisch orientierten Rhetorik geht es allerdings nur um die in Akten bewusster Konstruktion erzeugten Botschaften. Wenn diese den Adressaten in der intendierten Weise erreichen, dann erfüllt der Text seine rhetorische Funktion als Instrument des Orators.⁵ Kommt die Botschaft an, und löst sie eine Meinungs- oder Verhaltensänderung aus, dann kann dieses Instrument (in der falschen Hand) nach Ansicht antiker Autoren sogar zur Waffe werden.⁶

Der Orator hat bei der Textproduktion darauf zu achten, dass er die zahlreichen im Text zusammenspielenden Komponenten für die Erzeugung seiner Botschaft funktionalisiert. Das betrifft alle informationellen, textlinguistischen und ästhetischen Phänomene, insbesondere auch die stilistischen (z. B. die rhetorischen Figuren). Insofern akzentuiert der Botschaftsbegriff die Differenz zwischen der propositionalen und der funktionalen Textbedeutung. Die Botschaft lässt sich bis zu einem gewissen Grad als eine Art Resultante betrachten, unter der man im mathematischen Modell des Kräfteparallelogramms gewöhnlich diejenige Kraft versteht, die das Ergebnis zweier verschieden großer, in verschiedene Richtungen wirkender Kräfte darstellt. Der Begriff *Botschaft* bezeichnet eine Bedeutungsdimension im Text, die, wenn sie als Konnotationssystem entfaltet ist, die rhetorische Funktion aktiviert. Worin besteht diese rhetorische Funktion? Sie besteht im Handeln. Der Orator will strategisch kommunizieren, d. h. mit dem Text etwas bewegen. Die Entfaltung der rhetorischen Bedeutungsdimension im Text, der Botschaft, ist eine Handlung, mit der er Folgehandlungen irgendwelcher Art beim Adressaten evozieren

4 Darauf weist Kenneth Burke eindringlich hin; Burke (1966b), S. 14 ff.

5 Zum »instrumentellen Zeichengebrauch« grundlegend Morris (1972), S. 63 ff.

6 Cicero, *De Oratore* 3,55.

will. In der Botschaft drückt sich mithin instrumentelles zielgerichtetes Handeln des Orators aus. Das hat produktions- und rezeptionstheoretische Implikaturen, die auf ein Prinzip rhetorisch motivierter Lenkung oder Steuerung im Text hinauslaufen. Es lässt sich unter dem Begriff »Text-handlung« subsumieren.⁷

Man kann sagen, dass die Textrhetorik unter oratorischer Perspektive auf der Textebene die Implementierung der Oratorpräsenz sowie des oratorischen Anliegens, sei es ein professionelles oder ein persönliches, untersucht. Dabei wird der Text als äußerlich Zeichen gewordener Aggregatzustand vorangegangener innerer kognitiver Prozesse beim Autor bzw. Orator verstanden, so wie bei Sperber/Wilson jede Sprecheräußerung (»utterance«) die Interpretation eines Sprechergedankens (»thought«) ist.⁸ Die Rhetoriktheorie geht also von der Prämisse aus, dass sich Texte nicht selbst schreiben, dass folglich jedes Artefakt immer auch Repräsentation eines vorgängigen Bewusstseinsprozesses ist. Damit unternimmt die wissenschaftliche Rhetorik eine definitive Hinwendung zum Autor. Die theoretische Größe »Autor« ist nicht auf den emphatischen Autorbegriff der Neuzeit bezogen, sondern wird rein kommunikationstechnisch verstanden. Das auf den Kommunikator bezogene Autorkonzept ist grundsätzlicher ausgelegt als Michel Foucaults »Autorfunktion«, die nur in bestimmten Diskursen einer Gesellschaft aktiviert wird.⁹ In unserem Zusammenhang ist mit »Autor« der texthervorbringende, -verantwortende oder auch nur -redigierende Urheber gemeint. Er

7 Schröder (2000). Zum Begriff der »Steuerung« in Systemen, aber auch als »zweckvolle gegenseitige Beeinflussung des Verhaltens« unter Menschen siehe Bühler (1927), S. 65 u. ö.; vgl. auch die behavioristisch verankerte Apreziatoren- und Präskriptoren-Theorie bei Morris (1973), S. 169 ff.

8 Sperber/Wilson (1986).

9 Foucault (1996), S. 238.

kann als eine von persönlichem Interesse geleitete Figur oder als soziales Organ auftreten, wobei es unter Umständen zu komplizierten Rollenaufspaltungen und auktorialen Produktionsgruppenbildungen kommen kann, die mittlerweile Gegenstand eigener Theoriebildung sind.

Wenn Rhetorik die strategische Handlungsebene menschlicher Kommunikation ist, dann hat es die produktionsseitig denkende Textrhetorik mit der Frage ihrer Umsetzung in Textur zu tun. Der Orator muss sich im Sinne der rhetorischen Gedankenführung als lenkende oder intervenierende Größe mit seinem Telos gewissermaßen im Text platzieren. Das heißt natürlich nur, dass er bei der Produktion seines Textes solche Strukturen aufbauen muss, von denen er hoffen kann, dass sie die gewünschten Bedeutungen im Rezeptionsvorgang erzeugen. Wir können an dieser Stelle den Begriff des rhetorischen Impetus, den wir aus der aristotelischen Prohairesis ableiten, mit dem texttheoretisch geläufigen Begriff der Autorintention in Zusammenhang bringen. Moderne Theoretiker wie Sperber/Wilson unterscheiden bei der Intention zwischen a) »*informative intention*: to inform the audience of something« und b) »*communicative intention*: to inform the audience of one's informative intention [...] that is, the intention to have one's informative intention recognized«. ¹⁰

Aus dem ganzen hier entwickelten Ansatz ergibt sich notwendig die theoretische Rehabilitierung des auf der Kommunikationsseite angesiedelten Konstrukts des »historischen« oder »realen Autors« in all seinen Dimensionen und nicht etwa eingengt auf die Vorstellung vom neuzeitlichen literarischen Autor der Gutenberg-Galaxis, wie in den neueren literaturtheoretischen Debatten. Wenn Roland Barthes 1968 in *La mort de l'auteur* die Vorstellung autor-

¹⁰ Ebd., S. 29.

und damit oratorfreier Ethnien äußert, dann kann das die Rhetorik eventuell für nichtalphabetische Kulturen zugestehen.¹¹ Wenn Gérard Genette mit der Bemerkung, »das Feld der narrativen Theorie (ich würde vorsichtiger sagen: der Poetik) schließt den realen Autor aus«¹², den Autor aus dem Zuständigkeitsfeld der Poetik verbannt, dann müssen wir ihn endgültig ins Reich der Rhetorik aufnehmen. Ein Rückgriff auf das Konstrukt des »impliziten Autors« ist bei all dem nicht nötig.¹³ Der Orator muss seine Intention im Text implementieren und dabei Persuasion Textstruktur werden lassen. Im Rahmen des rhetorischen Handelns muss der Text gewissermaßen auch rhetorisch »handeln«.

Die Rhetoriktheorie geht traditionell von einer auf die Textproduktion bezogenen Betrachtungsweise aus und setzt daher hinsichtlich der Instanzen des Kommunikationsmodells linksseitig an (Sender + Text), beschäftigt sich also zunächst mit dem Menschen als Texte konstruierendem Kommunikator. Wir können die Instanz »Sender« im Rahmen unserer Überlegungen als ein Funktionsbündel auffassen, das sich nach dem Kriterium des Kommunikationsziels in mindestens drei Funktionsaspekte aufspalten lässt. Sie sind für die Steuerung der Textproduktion maßgeblich. Ähnliches gilt für die Instanz »Kanal«, hier speziell für ihre Komponente »Text«; auch der Text lässt sich theoretisch in verschiedene, wissenschaftlicher Analyse zugängliche Ebenen aufspalten. Was auf diese Weise systematisch getrennt erscheint, tritt faktisch immer als untrennbare Einheit auf. Die Rhetorik ist daran interessiert, die beiden linksseitigen Instanzen theoretisch in einem Interaktionszusammenhang zu beschreiben. Ausgangspunkt dafür soll ein Korrelations-

11 Barthes (1994).

12 Genette (1994), S. 291, unter Rückgriff auf ein Zitat bei Bronzwaer (1978), S. 2.

13 Zur Kritik am impliziten Autor siehe Genette (1994).

modell sein. Die theoretische Aufspaltung von Steuerungs- bzw. Zielfunktionen aufseiten der Senderinstanz lässt sich nach diesem Modell mit linguistischen, semiotischen oder texttheoretischen Ebenen- bzw. Schichtenmodellen aufseiten des Texts korrelieren. Dabei können die auktorialen Steuerungsfunktionen den ebenfalls theoretisch isolierten Texturdimensionen zugeordnet werden. Um das Korrelationsgefüge nicht zu unübersichtlich zu machen, beschränke ich mich auf einige wenige systematische Dimensionen und Ebenen. Bühler und Jakobson gehen davon aus, dass in Texten unterschiedliche Sprachfunktionen zusammenwirken, die sie auf die Instanzen des Bühler'schen Kommunikationsmodells beziehen (Sender – Kanal – Empfänger) und die für sie nur in texttheoretischer Hinsicht von Interesse sind.¹⁴ In überraschender Neuordnung sollen sie hier einmal allein mit der Senderseite korreliert werden. Morris unterscheidet drei semiotische Dimensionen,¹⁵ die hier ebenfalls korreliert, nicht etwa gleichgesetzt werden. Ich füge noch drei textuelle Bedeutungsdimensionen hinzu, die als Bestandteile der komplexen Gesamtbedeutung von Texten aufzufassen sind: die grammatische, d. h. sprachsystematisch bedingte Dimension, die strukturästhetische und die rhetorische. Für die Kommunikation ist es wichtig, dass Texte im Rezeptionsprozess unterschiedlich akzentuiert Bedeutungsdimensionen entfalten können, unter denen auch eine rhetorische anzusetzen ist. Die Korrelationen zwischen den theoretischen Größen Kommunikator/Autor und Text sind in Tab. 2 dargestellt.

Das in dieser Tabelle veranschaulichte Modell dient in seiner Dreierschichtung einer perspektivischen Isolierung der rhetorischen Textdimension für Untersuchungszwecke.

14 Bühler (1934), S. 24–33; Jakobson (1979); zu Bühler vgl. Gardt (1995b); zu Jakobson vgl. Busse (1975).

15 Morris (1972), S. 6.

<i>Autor</i>	<i>Text</i>		
<i>Kommunikatorfunktionen</i>	<u>Jakobson</u> <i>Sprachfunktionen</i>	<u>Morris</u> <i>semiotische Ebenen</i>	<i>Dimensionen der Textbedeutung</i>
Informator	referenziell, emotiv, metasprachlich	Semantik	Mitteilung (grammatische ¹⁶ oder sprachsystematische Bedeutung)
Elokutor	poetisch, phatisch	Syntaktik	Strukturwerte (struktur- ästhetische Bedeutung)
Orator	konativ	Pragmatik ¹⁷	Botschaft (rhetorische Bedeutung)

Tab. 2 Korrelierte Funktionen und Ebenen kommunikationstheoretischer und textsemiotischer Modelle

Die kommunikationstheoretische Größe »Autor« wird hier in drei Hypostasen, also als untrennbare Verbindung dreier Kommunikatorfunktionen gesehen. Diese Funktionen sind aber bei der Produktion bestimmter Textarten oder einzelner Textteile bisweilen einzeln oder in Zweierverbindung dominant. Zum Beispiel dominiert bei der Produktion einer Gebrauchsanleitung für technisches Gerät die Informatorfunktion, die die Elokutor- und Oratorfunktion zurückdrängt. Bei der Produktion eines Werbetextes dominieren oft die rhetorische Oratorfunktion und die Elokutorfunktion. Natürlich interessiert sich die Rhetorik besonders für

16 Im Sinne Paul de Mans, der von einem »grammatical decoding« bei der Textrezeption spricht; de Man (1989), S. 14 f.

17 Geht bei Morris über die bloße Ebene der Textualität hinaus; Morris (1972), S. 52.

den Aspekt der Oratorfunktion, doch geht die Rhetoriktheorie – das sei nochmals betont – immer davon aus, dass jeder Mensch in der Kommunikation zugleich, wenn auch funktional getrennt, Informator, Elokutor und Orator ist. Rhetoriktheoretisch maßgeblich ist die unterste Schicht des tabellarischen Schemas. Die Oratorfunktion betrifft die einflussnehmende, die persuasive Seite der Kommunikation. Ein oratorischer Impetus bzw. eine auktoriale Intention ist immer vorhanden. Aufseiten der damit korrelierten Textur tritt das unterschiedlich zutage. Am offensichtlichsten wird die Oratorfunktion, wenn sie im Text explizit ist, wenn der Orator hervortritt und dann mit klar erkennbaren direktiven Äußerungen und offenliegenden strategischen Textverfahren arbeitet. Dabei setzt der Orator im Text auf Jakobsons konative Sprachfunktion, er handelt mit dem Text und im Text, aktiviert also die pragmatische Textdimension, und implementiert bei all dem im Text eine explizite Botschaft. In vielen Kommunikationssituationen ist die Oratorfunktion jedoch überdeckt, rezessiv, nur schwach konturiert, und dementsprechend kann man bei den in diesen Situationen entstehenden Texten davon sprechen, dass sie implizit rhetorisch sind. Aus dem Text allein vermag der Textanalytiker in so einem Fall die »Botschaft« oft nur mit größerem interpretatorischen Aufwand herauszuarbeiten und zu isolieren.

Die Kommunikatorfunktionen können zu sozialen Rollen verfestigt werden. Soziologisch höher entwickelte, arbeitsteilige Gesellschaften institutionalisieren Kommunikatoren, die sich auf eine der drei Funktionen spezialisiert haben. Institutionalisieren heißt, die spezielle Kommunikortätigkeit rechtlich oder ökonomisch so abzusichern, dass sie mit Erfolg ausgeübt werden kann. Spezialisten für die Informatorfunktion sind etwa die von der Gesellschaft fi-

nanzierten Lehrer. Dichter können wir unter anderem in Hinsicht auf die Elokutorfunktion beschreiben; in ihrer Sprecherrolle lassen sie sich vom Publikum oder von Mäzenen ideell oder materiell fördern; und schließlich sind da noch die Berufsoratoren, zu denen wir etwa Prediger und Pressesprecher rechnen können.

Am interessantesten waren und sind die Dichter, weil sie in ihrer Tätigkeit am freiesten und daher in ihrer Institutionalisierung immer auch am meisten gefährdet sind. Freiheit heißt für Dichter, dass sie sich nicht gern auf eine der drei Kommunikatorfunktionen festlegen lassen. Sie wollen mit allen drei Funktionen souverän umgehen, auch und gerade weil sie sich einer gewissen Publikumserwartung ausgesetzt sehen. Sie beanspruchen dreifache Lizenz: Sie wollen und brauchen informatorische Freiheit, d. h. sie wollen Mitteilungen auch erfinden dürfen (Fiktionsrecht), sie wollen gestalterische Freiheit, d. h. eventuell auch ungewohnte Strukturen im Text entfalten dürfen (Formrecht) und sie wollen oratorische Freiheit, d. h. sie wollen eigene Botschaften vermitteln dürfen (Handlungsrecht). Im Text korrespondiert dies wiederum mit den drei literarischen Textdimensionen. Ohne der noch ausstehenden Theorie literarischer Rhetorik vorgreifen zu wollen, sei an dieser Stelle bereits postuliert, dass den beiden von Gérard Genette mit guten Gründen vorgeschlagenen »Modi der Literarität, welche die Fiktion und die Diktion sind«,¹⁸ als Kombinationsgröße unter text-theoretischer Perspektive ein dritter, rhetorischer Modus hinzugefügt werden sollte, so dass sich die drei Ebenen von 1. Fiktion, 2. Diktion und 3. Peroration (Rhetorik) im Text ergeben.

Der genannte Lizenzanspruch der Dichter ist risikoreich, denn die anderen sozialkommunikativen Organe, z. B.

18 Genette (1992), S. 35.

Staatsideologen, die in informationeller, struktureller und pragmatischer Hinsicht gebunden sind, wollen den Dichtern diese Mehrfachlizenz oft nicht zugestehen. Infolgedessen mussten und müssen sich Dichter immer wieder der Zensur beugen. Ihre Chance zur Eigenständigkeit liegt in ihrer überlegenen Simulations- und Elokutionskompetenz. In dieser Hinsicht sind sie nämlich normalerweise anderen institutionellen Kommunikatoren überlegen. Ein Dichter kann z. B. die Elokutorfunktion mit der Informatorfunktion verbinden und dann ein nichtfiktionales Lehrgedicht schreiben, oder er kann sie mit der öffentlichen Oratorfunktion kombinieren und dann ein Propagandagedicht schreiben usw. Die Theorie der literarischen Rhetorik hätte zu klären, worin auch in diesen Fällen die rhetorische Dimension zu sehen ist.

Dass die Rhetorik immer mit Handlung zu tun hat und dass die Rhetoriktheorie daher alles Sprachliche immer unter pragmatischem Gesichtspunkt betrachtet, war schon für antike Rhetoriker wie Aristoteles oder Quintilian selbstverständlich. Quintilian greift in seiner *Ausbildung des Orators* (*Institutio oratoria*) die von Aristoteles in der *Metaphysik* (6,2) und *Topik* (7,1; 8,1) vorgeschlagene Taxonomie von theoretischen, praktischen und poetischen Disziplinen auf (*Institutio oratoria* 2,18,1–5). Einige Disziplinen, z. B. die Astronomie, sagt er, gründen auf der Betrachtung, das heißt der Erkenntnis und Bewertung der Dinge (*in inspectione, id est cognitione et aestimatione rerum*), weshalb man ein solches Fach auch *theoretiké* (theoretisch, betrachtend) nenne. Bei anderen erfülle sich das Ziel im Handeln (*in agendo*), z. B. bei der Tanzkunst, die man daher *praktiké* (handelnd) nenne. Andere Disziplinen definierten sich aus ihrem materiellen Ergebnis, aus der Vollendung eines Werkes (*in effectu operis*), das man dann als Geschaffenes sinnlich wahr-

nehmen könne; so eine Kunst, etwa die Malerei, nenne man *poiētiké* (bildend, erschaffend). Quintilian ist sich darüber im Klaren, dass es sich bei dieser Unterscheidung um die methodische Trennung von Aspekten handelt, die selbstverständlich beim Orator gemeinsam auftreten. Wenn der Orator über seine Disziplin nachdenke, theoretisiere er, und wenn er einen schriftlichen Text veröffentliche, z. B. eine *historia*, dann trete er, indem er ein Werk schafft, poetisch hervor. Wenn man indessen frage, was der Orator rhetorisch ganz spezifisch tue, dann solle man sich nur auf eine der drei genannten Betätigungen konzentrieren, und diese solle, »weil sich ihre Verwendung vor allem im Handeln abspielt und hierin am häufigsten zur Geltung kommt, als handelnde oder lenkende Kunst bezeichnet werden (*ars activa vel administrativa*; 2,18,5)«.

Die moderne Sprechakttheorie lehrt, dass im Text allen sinntragenden sprachlichen Einheiten auf Satzebene eine Handlungsdimension inhärent ist, und die Rhetorik lehrt, dass dies auch für alles Transphrastische gilt. Der Titel von John L. Austins 1962 veröffentlichter Vorlesung *How to Do Things with Words* könnte als Programm jeglicher Textrhetorik genommen werden. Austin schreibt: »Die Philosophen haben jetzt lange genug angenommen, das Geschäft von ›Feststellungen‹ oder ›Aussagen‹ sei einzig und allein, einen Sachverhalt zu ›beschreiben‹ oder ›eine Tatsache zu behaupten‹, und zwar entweder zutreffend oder unzutreffend. Die Grammatiker haben allerdings in der Regel darauf hingewiesen, daß nicht alle ›Sätze‹ Aussagen sind (d. h. benutzt werden, um eine Aussage zu machen): neben den Aussagesätzen der Grammatiker gibt es von alters her auch Fragesätze, Ausrufesätze, Befehls-, Wunsch- und Konzessivsätze. [...] Man nimmt jetzt allgemein an, daß viele Äußerungen, die wie Aussagen oder Feststellungen aussehen, eigentlich gar nicht oder nur zum

Teil Informationen über Tatsachen vermitteln sollen. Vielleicht sollen zum Beispiel »ethische Aussagen« ganz oder wenigstens teilweise statt dessen Gefühle hervorrufen oder ein Verhalten vorschreiben oder das Verhalten auf andere Weise beeinflussen.«¹⁹

Was Austin hier als *pragmatic turn* der Sprachphilosophie postuliert, ist für Rhetoriker seit zweieinhalbtausend Jahren selbstverständlich: Sprache bildet nicht nur Sachverhalte ab, sondern Sprache handelt immer auch. Diese sprachtheoretische Feststellung möchte ich hier sofort modifizieren. Die Rhetoriktheorie muss formulieren: Immer ist es jemand, der die Sprache zum Sprechen bringt, der mit Sprache kommunikativ handelt, und immer ist es nicht die Sprache also solche, sondern immer sind es gewisse Texte, die aus Sprache gemacht werden. Texte sind Exponenten von ganz bestimmten Kommunikationshandlungen. Wir sagen also: Ein Kommunikator bildet mit Texten nicht nur etwas ab (Feld des Wissens), sondern immer handelt er zugleich mit ihnen (Feld der Pragmatik). Damit ist die spezielle rhetorische Perspektive festgelegt: Es geht um einen Kommunikator, der einen Text in der Kommunikation strategisch instrumentalisiert und ihn daher auch entsprechend formuliert. Der Kommunikator verhandelt im Text immer mindestens zwei Dinge: eine Sache (Information) und ein Anliegen (Botschaft); hinzu kommt sein spezifischer Umgang mit den semiotischen Bedingungen (Art und Struktur der Kodierung). In der modernen Vertextungstheorie stellt man Überlegungen zu den entsprechenden Produktionstechniken an. Die Kognitionspsychologen Herrmann/Hoppe-Graff etwa unterscheiden 1988 drei »Stufen der Textproduktion«: 1. »Fokussierung«, 2. »Selektion/Linearisierung« und 3. »Enkodierung«.²⁰

19 Austin (1989) S. 25 f.

20 Herrmann/Hoppe-Graff (1989).

Bei all dem müssen wir die theoretischen Bereiche von Textualität und Kommunikation auseinander halten. Wir können jeden uns überlieferten schriftlichen Text aufgrund unseres Imaginationsvermögens als eigene virtuelle Welt lesen. Wir wissen aber, dass sich Texte nicht selbst schreiben. Also ist es vernünftig, neben der Welt des Primärtexts noch eine situative kommunikative Welt mit dem sprechenden *auctor* anzunehmen. Er ist unter anderem in den Epitexten²¹ repräsentiert, die um den Primärtext kreisen. Und jeder Primärtext kann auch für andere Primärtexte zum Epitext werden. Für Historiker, auch Literarhistoriker, die auf der Basis eines naiven Zeichenrealismus arbeiten, ist das gewöhnlich kein Problem. Für Texttheoretiker, deren Blick oft allein vom Primärtext gefesselt ist, dafür umso mehr. Die Rhetorik muss ihrerseits auf einem theoretischen Zusammenhang zwischen Textualität und Kommunikation bestehen. Sie muss das produktive Handeln des Autors als eines Kommunikators, der in einem bestimmten historischen Diskursframe steht, mit seinem Text korrelieren.

Inzwischen sind solche Überlegungen auch literaturwissenschaftlichen Texttheoretikern nicht mehr fremd. In Deutschland kann Karlheinz Stierle als Wegbereiter entsprechender Auffassungen gelten. Für ihn ist »der Text als die differenzierteste und komplexeste Form der Handlung« anzusehen.²² Er betont, dass eine wesentliche Voraussetzung für den Versuch, »den Text als Handlung zu beschreiben«, darin besteht, »das Moment des Kommunikativen, das die sprachliche Handlung bestimmt, nicht einfach als Information, sondern als Konstitution eines gemeinsamen Handlungshorizonts« aufzufassen, »innerhalb dessen die Rollenzuordnung von Sprechendem und Angesprochenem und darüber hinaus ihre personale Zuordnung erst möglich wird. Sprechen als

21 Genette (1989), S. 328–384.

22 Stierle (1995), S. 191.

Handeln heißt mehr als informieren, es bedeutet, Zuordnungen innerhalb gesetzter Horizonte zu schaffen. Zugleich impliziert die Auffassung von Text als Handlung, dass er nicht als eine Summe von Redeakten, sondern als eine hierarchisch organisierte intentionale Einheit aufzufassen ist.²³

Was die Sprechakttheorie für einzelne Sätze postuliert, das muss die Rhetorik auf ganze Texte oder Textpartien anwenden. Man könnte analog von Textakten sprechen. Ich ziehe jedoch den Begriff der Geste des Texts vor. Die in Texte eingewebten Botschaften resultieren aus der rhetorischen Geste des Textes oder Textabschnitts. Der Begriff *gestus* ist ein Terminus technicus der traditionellen rhetorischen Performanztheorie im *actio*-Kapitel. Es geht dabei um das Problem, wie der Orator ein aus seiner Perspektive²⁴ heraus entwickeltes Konzept im Vortrag korporal handelnd umsetzt. In unserem Zusammenhang ist mit Geste also etwas gemeint, das die Sprechakttheorie den illokutiven Modus nennt. Es gibt drei spezifisch rhetorische Grundgesten im Text, unter die sich auch Austins Sprechakte subsumieren lassen: 1. Instruktion, 2. Aufbau von Geltungsansprüchen, 3. Evaluation. Diese drei rhetorischen Gesten stellen die rhetorischen Basisbewegungen in Texten dar. Sie lassen sich noch weiter differenzieren und müssen immer auch mit den textexternen Kommunikationsverhältnissen korreliert werden. Die textuellen Gesten lassen sich in Beziehung setzen zu den 1946 von Morris entwickelten Signifikationsmodi. Morris unterscheidet dabei den informativen (überzeugenden), valuativen (effektiven), inzitiven (persuasiven) und systemischen (korrekten) Zeichengebrauch.²⁵

23 Ebd., S. 192 f.

24 Zum texttheoretischen Begriff der »Perspektive« als kommunikativer Orientierung siehe Hartung (1997).

25 Morris (1973), S. 182 ff.

Bei der Instruktion gibt es zwei Perspektiven. Die erste ist die Sachinstruktion. Der Autor konstruiert dabei die spezifische Derartigkeit einer Sache oder ihre ganz bestimmte Soheit. Sie beruht auf einer bestimmten Festlegung bei den Sachverhalten (so und nicht anders verhält sich eine Sache), und sie ist unvermeidlich. Das Bekenntnis zum Zweifel (es könnte auch anders sein) stellt nur einen Sonderfall der Festlegung dar. Die Rhetorik interessiert sich hier für die Frage, worin die spezielle Technik der Sachinstruktion besteht. Die zweite Perspektive ist die Handlungsinstruktion, d. h. eine an den Text gebundene Aufforderung zum Handeln (du sollst handeln) oder auch eine Anleitung zum Handeln (so und nicht anders sollst du handeln). Beim Aufbau von Geltungsansprüchen sucht der Text zu bestätigen, dass eine Sache sozial gültig oder eine Handlungsweise berechtigt ist. Bei der Evaluation schließlich geht es darum, Sachverhalten oder Handlungen einen Wert zuzuschreiben. Die Methode ist die Erzeugung von rationalen Werturteilen (es ist gut / es ist schlecht) oder Affekten (liebe es / hasse es).

Wenn die Rhetorik eine »handelnde oder lenkende Kunst« ist, wie Quintilian sagt (*Institutio oratoria* 2,18,5), dann fängt dieses Handeln bereits auf der Ebene der Textkonstruktion an. Die Rhetorik fasst dies unter der Kategorie »Gedankenführung«. Diese generiert die Bedeutungsdimension der Botschaft als den entscheidenden rhetorischen Faktor im Text. Wir können die bereits an anderer Stelle erwähnte rhetorische Ubiquitätsthese dahingehend ausformulieren, dass wir sagen: Jede Kommunikation hat einen allgemeinen rhetorischen Faktor, der über den Erfolg oder Misserfolg, das Glücken oder Missglücken der kommunikativen Handlung entscheidet. Der rhetorische Erfolg

bemisst sich nach dem Grad des Erreichens von Zielvorgaben. Der rhetorische Faktor bezieht sich dann auf die Art und den Umfang zieladäquater Steuerungsmittel, die textextern oder textintern sein können. Die textinternen Steuerungsmittel ergeben den speziellen textrhetorischen Faktor.

Im Kapitel »Gedankenführung« konvergiert die Textrhetorik mit Kapiteln der Kognitions- und Kommunikationstheorie, der allgemeinen Texttheorie, Textpragmatik und Textlinguistik, die sich unter anderem auch mit der ThemaEntfaltung im Text beschäftigen.²⁶ Die Textrhetorik konzentriert sich vor allem auf die produktionstheoretische Betrachtungsweise der noetisch-strategischen Ebene, verstanden als Steuerungsebene beim Aufbau einer strategischen Bedeutungsdimension im Text. Aber natürlich lassen sich die produktions- und die rezeptionsseitige Betrachtungsweise bei der Theoriebildung letztlich nicht voneinander trennen. Unter rezeptionstheoretischen Vorzeichen läuft der hier erörterte Ansatz auf die mittels Textanalyse praktisch zu bewältigende Frage hinaus, wie die gedankliche Lenkung des Rezipienten bei fertigen Texten und damit der rhetorische Bedeutungsaufbau im Text zum Vorschein kommt. Produktionstheoretisch gesehen heißt Steuerung, dass von der noetischen Ebene aus bestimmte Selektionsentscheidungen hinsichtlich konkreter Textphänomene gefällt werden (z. B. ob rhetorische Figuren einzusetzen sind). Bei der Textanalyse können aus diesen Textphänomenen dann wieder mittels komplexer Rückschlussverfahren Folgerungen in Hinblick auf die strategische Ebene gezogen

26 Hier sei nur auf das Theoriekonzept der Modularität von Sprache und Grammatik verwiesen, nach dem Pragmatik und Textebene durch die Interaktion von fünf Modulen konstituiert werden: zielgerichtetes Verhalten, Konzeptualisierung, soziale Interaktion, Affektivität und Grammatik; s. Motsch (1992); Dressler (1999), S. 82 ff.

werden, insbesondere durch Abduktion.²⁷ Insofern ist Textrhetorik das textuelle Herbeiführen und semiotische Abwickeln von Erkenntnis. All dies hat eine stärkere Betonung der kognitiven Produktionsschritte bei der Vertextung zur Folge. Eine Beschränkung auf die beiden ersten klassischen Produktionsstadien der Fünf-Officia-Systematik, Gedankenfindung und Gedankenordnung (*inventio*, *dispositio*), empfand man daher schon in der Antike als nicht ausreichend. Man führte aus diesem Grund ein vorgängiges, aufs Konzipieren konzentriertes Planungsstadium ein, das man *nóēsis* oder *intellectio* nannte und dem man seinen Sitz im menschlichen Vorstellungsvermögen (*phantasia*) gab.²⁸ Dabei geht es zunächst darum, zu erkennen, welcher Art der vorgelegte Fall, das *problēma* ist. Was in diesem ersten Planungsstadium vorgedacht wurde, musste danach in den Folgephasen der Gedankenfindung und Gedankenordnung bereits konkret auf Textlichkeit hin realisiert werden. Ohne Kenntnis dieser Tradition entwickelten Weaver/Bailey/Cotrell 1989 ein vergleichbares Modell, dessen erste emotional-subjektive Phase sie *imago* nannten. Die dann folgende *inventio* bekommt bei ihnen eher den Charakter eines objektiv-rationalen Kalküls.²⁹ Generell geht die moderne Kognitions- und Wissenspsychologie inzwischen von einer gedanklichen Erstorganisationsstufe bei der Textproduktion aus.³⁰

Wiederum hat bereits die antike Rhetorik- und Poetiktheorie Überlegungen zur Kategorie »Gedankenführung« sowie zum Problem der Implementierung oratorischen Be-

27 Das auf C. S. Peirce zurückgehende Abduktionskonzept erläutert Wirth (1999), S. 156 ff.

28 Volkman (1885), S. 33; Barwick (1957), S. 32 f.

29 Vgl. die entsprechende Merkmalsgegenüberstellung bei Weaver/Bailey/Cotrell (1989), S. 15.

30 Herrmann/Hoppe-Graff (1989), S. 149 ff.

wusstseins im Text angestellt. Aristoteles befasst sich damit in seiner *Poetik* und in der wahrscheinlich später entstandenen *Rhetorik*. Sein Lehrer Platon hatte im *Phaidros* die Rhetorik als »Seelenleitung« (*psychagōgía* 271c) konzipiert und vom Rhetor die Abstimmung seiner Texte auf den jeweiligen Seelentyp gefordert. Aristoteles erweitert diese Überlegungen und denkt über den Zusammenhang von poetischer und rhetorischer Text- und Kommunikationstheorie nach. An einigen Stellen der *Poetik* kommt er auch schon auf gewisse textrhetorische Spezifikationen zu sprechen. Er bezieht sich im Zeitalter der alten Mündlichkeit auf Drama und Epos, insbesondere auf die Tragödie als zentralem dichterischen Paradigma, wobei er den Text und seine Aufführung zugleich berücksichtigt. So ergibt sich ein vielschichtig dimensioniertes Geflecht, das literarische Texttheorie mit Performanz- oder Inszenierungstheorie verbindet. Für unseren Zusammenhang sind zunächst die von Aristoteles im 6. Kapitel der *Poetik* eingeführten sechs Hauptaspekte des Dramas von Interesse, weil sich unter ihnen auch jene befinden, die bei ihm die rhetorische Perspektive der Texttheorie konstituieren: 1. Geschichte oder Plot (der *mythos*), 2. Personencharaktere (die *ēthē*), 3. Gedankenführung (die *diánoia*), 4. Formulierung (die *léxis*), 5. Inszenierung oder theatralische Umsetzung (die *ópsis*), 6. Melodik (die *melopoíia*). Im Aristoteles latinus stehen dafür die Bezeichnungen *fabula*, *mores*, (*e*)*locutio*, *ratiocinatio*, *visus*, *melodia*. Von diesen sechs Gesichtspunkten sind der Charakter (das *ēthos*), die Gedankenführung (*diánoia*) und die Formulierung (*léxis*) in allgemeinerhetorischer Hinsicht zu diskutieren. Aristoteles handelt sie ausführlich auch in seiner *Rhetorik* ab.

Beginnen wir mit dem im Text zum Vorschein kommenden Charakter des Redenden (*ēthos*). Mit dem Begriff Charakter sind nicht im alltagspsychologischen Sinn bestimmte

menschliche Merkmale einer Person gemeint, sondern die in der Kommunikation hervortretenden Verhaltensdispositionen des Orators bzw. der auftretenden Person. »Der Charakter ist das«, heißt es in der *Poetik*, »was die *prohaíresis* (die entschiedene Entschlossenheit oder Neigung, Tendenz oder bewußte Absicht) und deren Beschaffenheit zeigt. Daher lassen diejenigen vorgetragenen Texte (*lógoi*) keinen Charakter (*ēthos*) erkennen, in denen überhaupt nicht deutlich wird, wozu der Redende neigt oder was er ablehnt« (1450b 8 ff.). Wir hatten oben bereits Heideggers Kommentar zu dieser Stelle zitiert: »Das *ēthos* ist nichts anderes als die Art und Weise, in der sich offenbart, was der Redende will, das Wollen im Sinne der *prohaíresis* zu etwas. So bestimmt Aristot. auch die Rolle des *ēthos* in der *Poetik*: das *ēthos* macht offenbar das jeweilige Entschlossenein des Sprechenden. In solchen Reden, in denen es ihrem Sinn nach nicht darauf ankommt, zu etwas entschlossen zu sein oder die Anderen zu einem bestimmten Entschluss zu bringen, gibt es kein *ēthos*.«³¹

Aristoteles diskutiert nicht eigens die Frage, wer hier als der Redende aufzufassen ist: der »reale Autor«³², der textimmanente Protagonist oder sein externer Darsteller auf der Vortragsbühne. Natürlich denkt er zunächst immer an das mimetische Fingieren, ist das Drama doch »Simulation von Handlungen und von Lebenswirklichkeit« (1450a 16 f.), wobei nach Meinung Kollers bei Aristoteles »Mimesis als technischer Begriff *nie* ›nachahmen‹ heißt«³³, sondern Simulation, d. h. Aufbau einer real scheinenden dichterisch-theatralischen Fiktion. In den Definitionen des 6. Kapitels bezieht sich Aristoteles offensichtlich auch auf die politischen Redner seiner Zeit, abstrahiert also von einem vortra-

31 Heidegger (1924), S. 66.

32 Genette (1994), S. 283 ff.

33 Koller (1954), S. 116.

genden Sprecher, der mit dem Autor als Textverfasser zusammenfallen kann (nicht muss). Im 15. Kapitel ist dann deutlicher von den mimetischen Charakteren jener Protagonisten die Rede, die im Text vorkommen. Für uns ist rhetoriktheoretisch natürlich primär der handelnde Orator als realer Autor von Interesse, für den die Charaktere seiner sprechenden Figuren Instrumente darstellen, ebenso wie die bewusst eingesetzten Formulierungen und sonstigen Ver-textungsmittel, die unter der Rubrik *léxis* verhandelt werden.

Von welcher Ebene aus werden diese textlichen Instrumente gesteuert? Was verbindet sie im Sinne der strategischen Kommunikation? Die Steuerungsebene ist die des im Text entwickelten und sprachlich entfaltenen gedanklichen Konzepts. Für diese rhetoriktheoretisch zu abstrahierende Ebene soll auf das bei Aristoteles verwendete Wort *diánoia* zurückgegriffen werden. *Diánoia* bezeichnet in der *Poetik* zumeist das rationale Kalkül des Menschen bzw. des dramatisch handelnden Personals. Es ist »ein in der griechischen Prosa sehr häufiges Wort, aus dessen Grundsinn ›Denken‹, ›Durchdenken‹, ›Reflektieren‹ sich »eine Menge von Bedeutungsmöglichkeiten ergeben haben, durchweg dieselben wie bei *nūs*«. ³⁴ Manfred Fuhrmann übersetzt *diánoia* im Zusammenhang des 19. Kapitels der *Poetik* genauer mit »Gedankenführung«, was gewiss treffend ist, weil Aristoteles bei diesem Begriff natürlich zunächst einmal ans Argumentieren dachte (so etwa am Ende von Kapitel 2,26 der *Rhetorik*). Entsprechend hat es auch Wilhelm von Moerbeke im 13. Jahrhundert aufgefasst, der im 6. und 19. Kapitel seines Aristoteles latinus von *ratiocinatio* spricht, womit Vernunftschluss und vernünftige Überlegung allgemein, aber auch eine bestimmte umständliche syllogistische Form

34 Behm/Würthwein (1942), S. 961.

gemeint sein kann. Im 6. Kapitel der *Poetik* definiert Aristoteles *diánoia* als »das Vermögen, das Sachgemäße und das Angemessene auszusprechen, was bei den Reden das Ziel der Staatskunst und der Rhetorik ist.« – »Die *diánoia* zeigt sich, wenn die Personen darlegen, daß etwas sei oder nicht sei, oder wenn sie allgemeine Urteile abgeben.« (1450b 4 ff. und 11 ff.)

Im 19. Kapitel greift Aristoteles diese Überlegungen noch einmal auf und betont die rhetoriktheoretische Zusammengehörigkeit von sprachlicher Formulierung und Gedankenführung. Bemerkenswert ist hier zunächst einmal die ausdrückliche Trennung zwischen reiner Textualität bzw. Wortebene (*lógos*) und der Ebene der Geschehnisse, die durch körperliche Handlungen (*prágmata*) der aufführenden Künstler vollzogen werden. Diese Trennung von verbaler und korporaler Kommunikation steht in Analogie zur rhetoriktheoretischen Trennung von *elocutio* und *actio*. Affektive Wirkungen müssen sich bei korporaler Kommunikation, also bei Handlungen oder Geschehnissen »ohne lenkende sprachliche Hinweise« einstellen, betont Aristoteles, »während sie bei allem, was auf Worten beruht, vom Redenden hervorgerufen und durch den vorgetragenen Text (*lógos*) erzeugt werden müssen. Denn welche Aufgabe hätte der Redende noch, wenn sich die angemessene Wirkung auch ohne Worte einstellte?« (1456b 4 ff.)

Nun kommt Aristoteles zurück auf die textuell-noetische Ebene. Er weist die *Dianoia* der Rhetorik zu: »Was nun mit der Gedankenführung (*diánoia*) zusammenhängt, so sei hierfür vorausgesetzt, was sich darüber in den Schriften zur Rhetorik findet; denn sie ist eher ein Teil jener Disziplin.« Er fügt eine weitere kurze Definition an, die die *Dianoia* schärfer als Ebene der gedanklichen Konzeption konturiert: »Zur *diánoia* gehört, was mithilfe von Worten zubereitet werden soll.« Es geht also, das drückt die hier herangezo-

gene Übersetzung Manfred Fuhrmanns deutlich aus, um die Vermittlung von Denkvorgängen durch Sprache bzw. Text (*lógos*).

Davon ausgehend können wir die Gedankenführung zum spezifischen rhetorischen Kernelement des Textes erklären. Was ein Autor als Gedankensubstrat seines Textes sprachlich lenkend vermitteln will, muss eine bestimmte sprachliche Gestalt finden, um im Bewusstsein des Rezipienten zu wirken. Dies ist die rhetorische Seite des Vertextungsvorgangs. Und in diesem Sinn hat Francis Bacon 1605 als Aufgabe und Pflicht der Rhetorik definiert, »to apply Reason to Imagination for the better moving of the will«, also die Vernunft auf die Vorstellung anzuwenden, um den Willen besser zu bewegen.³⁵ George Campbell kommt 1776 zu einer ähnlichen Auffassung, wenn er wie Quintilian Beredsamkeit und Rhetorik als »that art or talent« bezeichnet, »by which the discourse is adapted to its end«.³⁶ Aristoteles gibt in der *Poetik* einige konkrete Beispiele, darunter auch solche (insbesondere die Affekte betreffend), die den Dichter angehen: »Teile davon sind das Beweisen und Widerlegen und das Hervorbringen von Erregungszuständen, wie von Jammer oder Schauern oder Zorn und dergleichen mehr, ferner das Verfahren, einem Gegenstande größere oder geringere Bedeutung zu verleihen«. (1456a 34 ff.) Bei der rein textuellen Gedankenführung muss all dies aber immer, wie Aristoteles ausdrücklich sagt, allein durch den Text (den *lógos*) erzeugt werden; an korporale Ausdrucksmittel ist in diesem Zusammenhang nicht zu denken.

Bleibt noch der Bereich der *léxis*, der Formulierungskunst. Zu ihm gehören als Gegenstand der Untersuchung, sagt Aristoteles in der *Poetik*, die *schémata tés léxeōs*. Der Begriff *schéma* wird in der Malereitheorie der Zeit für

35 Bacon (1859), S. 408.

36 Campbell (1963), S. 1.

die speziellen »Gestalttypen« (wie man unter Bezugnahme auf die gestaltpsychologische Wahrnehmungstheorie sagen könnte) einzelner Malerwerkstätten verwendet.³⁷ Die *schémata tés léxeōs* sind im rhetoriktheoretischen Zusammenhang also als die »Gestalttypen der Formulierung« aufzufassen. Dass Aristoteles im selben Abschnitt mit dem Ausdruck *architektoniké* einen Begriff heranzieht, der auch auf eine andere Kunst, die Baukunst, angewendet werden kann, ist an dieser Stelle wohl kein Zufall. Geht es doch im vorliegenden Fall konkret um eine Kunst, die Gestalttypen als ästhetische sprachliche Strukturen aufbaut, d. h. als sprachliche Gebilde, die als wahrnehmbare sprachliche Gestalten konstruiert sind; Gestalttypen, für die später in der lateinischen rhetorischen Fachliteratur der Begriff *figura* verwendet wird (Quintilian nimmt auf diesen Zusammenhang in seiner *Institutio oratoria* 9,1,1 ausdrücklich Bezug). Dementsprechend gibt Aristoteles Beispiele gewisser Satzstrukturen bzw. Formen sprachlicher Figuration als Hauptgegenstand der Untersuchung auf diesem Gebiet (1456b 8 ff.): z. B. »was ein Befehl ist und was eine Bitte, ein Bericht, eine Drohung, eine Frage und eine Antwort, und was es sonst noch an derartigem gibt«. Wenn die Dichter bei diesen Konstruktionen Fehler machen, sind sie entschuldigt, denn das Gebiet »ist Gegenstand einer anderen Disziplin, und nicht der Dichtkunst«. Diese andere Disziplin ist die Vortragskunst. Die genannten kunstvollen sprachlichen Strukturen zu kennen, ist »Aufgabe der Vortragskunst (*hypokritiké*) und dessen, der diese Konstruktionskunst (*architektoniké*) beherrscht«. Die *léxis* wird hier also als Formulierungskunst in dem Sinn aufgefasst, dass durch sie kunstvolle Sprachkonstruktionen im mündlich vorgetragenen Text zum Vorschein kommen. Und wenn diese Kunst der

37 N. Koch (2000), S. 59 f.

»Vortragskunst« disziplinar zugeordnet wird, dann sind darunter Rhetorik sowie Rhapsoden- und Schauspielkunst zu verstehen. Mit dem 3. Buch seiner *Rhetorik* hat Aristoteles diesem texttheoretischen Gebiet einen eigenen Traktat gewidmet.

Die Botschaft ist, wie gesagt, eine Resultante aus diversen textuellen Komponenten, die sich analytisch unter Einbeziehung weiterer, kontextueller Elemente ermitteln und darstellen lässt. Bevor wir uns weiter mit der Botschaft als der »rhetorischen Bedeutung« von Text befassen, muss von einigen Schwierigkeiten gesprochen werden. Die Textrhetorik will zwar ihren Blick ganz auf die Ebene des Textes konzentrieren, aber sie kommt nicht vom kommunikativen Rahmen los. Text, engerer Kontext und Diskursframe sind nicht zu trennen. Diese Schwierigkeit tritt für jeden auf, der sich mit der Bedeutung von Texten befasst. Hinsichtlich der Theoriebildung sind zunächst einmal die beiden grundsätzlichen texttheoretischen Betrachtungsweisen zu unterscheiden: 1. die synthesebezogene Betrachtungsweise und 2. die analysebezogene Betrachtungsweise. Die erste Betrachtungsweise ist die klassisch-rhetorische. Seit der Antike werden Rhetoriktheorien grundsätzlich produktionstheoretisch orientiert. Es sind Theorien, die im Kern alle auf die Hauptfrage hinauslaufen, wie der Orator den Text so konstruieren kann, dass er als rhetorisches Instrument funktioniert. Die zweite, analytische Betrachtungsweise ist von der Rhetorik nie methodisch ausgearbeitet worden, steckt nur als Implikatur in den rhetorischen Theorien. Im Lauf der Entwicklung haben sich vor allem Poetologen, Philologen oder Literaturwissenschaftler mit textanalytischen bzw. hermeneutischen Fragen beschäftigt und alles, was damit zusammenhängt, in methodischer und theoretischer Hinsicht reflektiert. Sie gehen vom vorgefundenen Text aus und fra-

gen, welche Bedeutungsdimensionen er entfaltet. Dabei wird interessanterweise nicht systematisch nach einer rhetorischen Bedeutungsdimension gefragt. Die rhetorische Theoriebildung fußt aber auf folgenden Prämissen: Alle Texte entfalten eine gewisse rhetorische Bedeutungsdimension, diese Dimension ist das am Text hängende rhetorische Potential und lässt sich kommunikativ-strategisch in Dienst nehmen. Bei der rhetorischen Theoriebildung muss diese Dimension analysiert und dann so von ihr abstrahiert werden, dass sich daraus Grundsätze und Anleitungen für die Produktion neuer, rhetorisch dimensionierter Texte gewinnen lassen.

Wenn hier von »Bedeutung« die Rede ist, dann bezieht sich diese Kategorie auf die Bedeutung des »Textes«, wie er im kommunikativen Prozess vorkommt, nicht etwa auf Reduktionsstufen wie die Wortsemantik. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Wortsemantik keine Rolle spielt. Die Sprechakttheorie, die davon ausgeht, dass auch Einzelwörtern eine Handlungsdimension anhängen kann, zeigt uns den Wert auch solch atomistischer semantischer Perspektiven. Geht es aber um »Textrhetorik«, dann muss die Betrachtung immer zur linguistischen Ebene Text aufsteigen. Bei Klärung der Frage, was da als rhetorische Bedeutung gilt, stellt uns das Problem der drei textrhetorischen Welten, die man auch Bedeutungsgenerierungskomplexe nennen könnte, vor neue Schwierigkeiten. Das Kapitel Textrhetorik geht ja in seinen Überlegungen von der mittleren Instanz des Kommunikationsmodells aus, also vom Kanal, fokussiert auf die Ebene Text, die eingangs semiotisch sehr eng als Zeichenkomplex mit gewisser Struktur und Bedeutung definiert worden ist.

Wir sind inzwischen durch den Druck der menschheitsgeschichtlich noch äußerst jungen Schriftkultur so konditioniert, dass wir »Text« immer sofort mit Schrifttext iden-

tifizieren, d. h. Text für einen optisch aggregierten Zustand halten. Kommunikationspraktisch aber ist der Text oft performativ akustisch ephemere, gesprochen flüchtig, mitsamt seinem Bedeutungspotential eine im Bewusstsein schwach haftende Vorstellung, ein im Gedächtnis verbliebener Abdruck oder gar nur eine Spur eines mündlichen Aktes. Schreiben und Lesen sind optisch ablaufende kommunikative Sonderfälle, die nur in der mittlerweile ausgehenden Gutenberg-Galaxis die Herrschaft innehatten. Unter strukturalistischem Einfluss gab es im 20. Jahrhundert starke Strömungen, den Text als völlig autonome semiotische Welt zu betrachten. Inzwischen deutet sich aber auch in den Literaturwissenschaften eine kognitivistische Wende an. Bezeichnend ist, dass man heute oft von »Lektüren« spricht, wenn es um die Bedeutung von Texten geht. Damit ist der interaktive Wahrnehmungs- und Kognitionsvorgang bei der Textrezeption (gegenüber statischen Vorstellungen von Aggregation oder geradezu substanzialistisch am Zeichen haftenden Bedeutungen) begrifflich in den Vordergrund gerückt. Man hat erkannt, dass das semiotische System Text immer erst von kognitiven Systemen aktiviert werden muss. Sie sind die an den beiden Enden des Kommunikationsmodells angesiedelten Instanzen, die man mit Bezug auf die Texttheorie Autor und Rezipient (Hörer, Leser) nennt. »Bedeutung« ist in dieser Betrachtungsweise das Ergebnis einer Tätigkeit kognitiver Systeme oder, besser, der »Interaktion« zwischen kognitiven Systemen (Menschen) und semiotischen Systemen (Texten). In Paul Ricœurs Erzähltheorie finden sich zu diesem Problem folgende Bemerkungen: »Zu welcher Disziplin gehört eine Theorie der Lektüre? Zur Poetik? Ja, sofern die *Komposition* des Werks für die Lektüre bestimmend ist; nein, sofern andere Faktoren mit ins Spiel kommen, die auf die Form von *Kommunikation* zurückführbar sind, die vom Autor ausgehend durch

das Werk hindurch den Leser erreicht. Tatsächlich hat die Strategie der Überzeugung, deren Ziel der Leser ist, ihren Ausgangspunkt im Autor. Und der Leser reagiert auf die Überzeugungsstrategie, indem er die Konfiguration aufmerksam verfolgt und sich die Welt des Textes ihrem Aussagegehalt nach aneignet. Von daher sind drei Momente zu betrachten, denen drei verwandte, aber doch unterschiedene Disziplinen entsprechen: 1) die Strategie, sofern sie vom Autor entwickelt wird und auf den Leser gerichtet ist; 2) die Einschreibung dieser Strategie in die literarische Konfiguration; 3) die Antwort des Lesers, der als lesendes Subjekt oder auch als rezipierendes Publikum verstanden werden kann.«³⁸

Diese inzwischen weit verbreitete Sicht hat zu bemerkenswerten theoretischen Neuansätzen geführt, z. B. zu dem gegen die klassische Hermeneutik gerichteten Theorem der infiniten Lektüre oder zur narratologischen Exteritorisierung des so genannten impliziten Erzählers, die Klaus Weimar in folgender Formel fasst: »Es ist kein fremdes Sprechen, sondern unser eigenes Lesen, das die Schrift in Sprache verwandelt und im Text (Sprache) abwesend ist. Das Lesen ist es, was der Narratologie als das personifizierte Erzählen erschienen ist. Oder kurz: der Erzähler ist das Lesen.«³⁹ Die in solchen Bemerkungen hervortretende wissenschaftliche Konzentration auf die rechte Seite des Kommunikationsmodells (Text + Leser) ist charakteristisch für die analysebezogene Betrachtungsweise, wie sie in den Philologien weit verbreitet ist. Wenn man aber fragt, wie Bedeutung entsteht, dann muss man von erweiterten Modellen ausgehen. Grundsätzlich muss eine Brücke gebaut werden zwischen Text und Kontext (kommunikativem Universum), wie es die Pragmalinguistik vorsieht. Umberto

38 Ricœur (1991), S. 256 f.

39 Weimar (1994), S. 504.

Eco sagt dazu: »Die griechische und lateinische Rhetorik und die ganze Sprachtheorie der Sophisten lassen sich als Formen einer Pragmatik des Diskurses auffassen. Doch auch in den abstraktesten klassischen Definitionen der Signifikation findet man pragmatische Elemente: von Aristoteles bis Augustinus und später berücksichtigen alle Definitionen des Zeichens nicht nur den Zusammenhang zwischen Ausdruck und der mentalen Reaktion des Interpreten. Abälard diskutiert eingehend das Problem der Disambiguierung des Signifikats in bestimmten Kontexten, und das Problem der Intention des Sprechers ist in der mittelalterlichen Zeichentheorie von Augustinus bis Roger Bacon ein gängiges Thema.« Diese Reihe lässt sich fortsetzen vom mittelalterlichen Nominalisten Occam über John Locke bis hin zu den modernen Sprechakttheoretikern und Pragmalinguisten.⁴⁰ Mit Bezug auf das gängige Kommunikationsmodell können wir von drei Bedeutungsgenerierungskomplexen ausgehen: 1. Bedeutung entsteht aus der Interaktion aller Instanzen des Kommunikationsmodells und unter den Bedingungen des gesamten kontextualisierenden kommunikativen Settings. 2. Bedeutung entsteht in der »Interaktion« des Autors mit seinem Text. Konkret geht es dabei um den Produktionsvorgang, in dem der Autor den Text aufbaut und je nach seinen Absichten durch konstruktive Überdetermination den sprachlichen und textuellen Widerstand (Selbstorganisationsdruck u. Ä.) abzuschwächen sucht, um seine Anliegen zu transportieren. 3. Bedeutung entsteht aus der Interaktion des Rezipienten mit dem Text.

Bei all dem ist Bedeutung immer nur eine im semiotischen System »Text« enthaltene Potenz, die in den drei genannten kommunikativen Generierungskomplexen erst zur Aktualität (in Form kognitiver Repräsentationen beim

40 Eco (1992), S. 350 f.

Menschen), nicht aber zur völligen Identität gelangt, d. h. der Text kann bei verschiedenen Menschen nur gemeinsame Schnittmengen von Bedeutung evozieren. Der Orator hat das stets zu bedenken. Die analytische Poetik kann sich auf die Frage beschränken, was mir ein Text sagt, welche virtuelle Welt er in meinem Bewusstsein evoziert usw.; demgegenüber muss die analytische Rhetorik der sehr viel schwierigeren Frage nachgehen, was ein Autor mithilfe seines Textes pragmatisch auslösen will. Auf diese rhetorische Fragestellung wird es bei rein textimmanenter Analyse bisweilen keine befriedigende Antwort geben. Der Textwiderstand führt notwendig zu Dekonstruktionsphänomenen, die insbesondere bei Dichtung rasch an die Grenzen immanenter rhetorischer Interpretation führen.⁴¹

Welche Rolle spielt bei all dem noch die antike Definition der Rhetorik als *ars bene dicendi*? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, was man unter der Formel versteht. Wenn sie sich auf die Kunst des »schönen« Formulierens für sich genommen bezieht, dann ist von einem Rhetorikaspekt die Rede, der die traditionelle Schnittmenge mit der Poetik bildet und ins Gebiet der speziellen literarischen Rhetorik gehört. Dies strukturtypologisch restringierte Konzept, Gérard Genette und Chaïm Perelman nennen es die »rhétorique restreinte«,⁴² ist zumeist auch der Kern des vulgären Rhetorikbegriffs. Meint man aber mit der Formel die Kunst des situativ angemessenen und entsprechend gekonnten Formulierens, dann bezieht sie sich auf die allgemeinerhetorische Texttheorie. Die *ars bene dicendi* ist da immer auch eine *ars persuadendi*, d. h. die pragmatisch motivierte, gekonnte Funktionalisierung der Textgestaltung im Sinne einer Rezeptionssteuerung und einer Vermittlung von Botschaften.

41 Ricœur (1991), S. 270 ff.

42 Genette (1970); Perelman (1980), S. 5.

Literaturhinweise

Auf die nachfolgend verzeichneten Titel der Literaturhinweise wird jeweils mit dem Namen des Autors, dem Erscheinungsjahr und gegebenenfalls der Seitenzahl verwiesen.

- Aristoteles latinus XXXIII. Editio alterea. De arte rhetorica. Translatio Guillelmi de Moerbeka. Ed. Laurentius Minio-Paluello. Brüssel/Paris 1968.
- Aristotle: Poetics. Text, Introduction, Commentary and Appendices by D.W. Lucas. Oxford 1968.
- Aristoteles: Poetik. Griech./Dt. Übers. und hrsg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982.
- Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Dt. Bearb. von Eike von Savigny. Stuttgart 1989. – Engl. Orig.-Ausg.: How to Do Things with Words. Oxford 1975. [1962.]
- Bacon, Francis: Of the Proficiency and Advancement of Learning. Devine and Humane (1605). In: The Works of Francis Bacon. Ed. James Spedding, Robert L. Ellis, Douglas D. Heath. Vol. 3. London 1859. S. 259–491. – Reprgr. Nachdr. Ebd. 1963.
- Baecker, Dirk: Die Unterscheidung zwischen Kommunikation und Bewußtsein. In: Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Hrsg. von Wolfgang Krohn und Günter Küppers. Frankfurt a. M. 1992. S. 217–268.
- Barthes, Roland: La mort de l'auteur (1968). In: R. B.: Œuvres complètes (1966–1973). Hrsg. von Eric Marty. Bd. 2. Paris 1994. S. 491–495.
- Barwick, Karl: Probleme der stoischen Sprachlehre und Rhetorik. Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse 49,3. Berlin 1957.
- Becker, Jürgen: Das Evangelium nach Johannes. 2 Bde. 3., überarb. Aufl. Gütersloh/Würzburg. 1991.
- Behm, Heinrich / Würthwein, Ernst: *diánoia*. In: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Hrsg. von Gerhard Kittel. Bd. 4. Stuttgart 1942. S. 961–965.
- Blumenberg, Hans: Lebenszeit und Weltzeit. Frankfurt a. M. 1986.

- Bonfadelli, Heinz: Einführung in die Medienwirkungsforschung. Basiskonzepte und theoretische Perspektiven. Zürich 1998.
- Bornscheuer, Lothar: Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft. Frankfurt a. M. 1976.
- Bronzwaer, Wilhelmus Jozef Maria: Implied Author, Extradiegetic Narrator and Public Reader. G. Genette's Narratological Model and the Reading Version of *Great Expectations*. In: *Neophilologus* 62 (1978) S. 1–18.
- Bühler, Karl: Die Krise der Psychologie. Jena 1927.
- Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934.
- Burgoon, Judee K. / Birk, Thomas / Pfau, Michael: Nonverbal Behaviors, Persuasion, and Credibility. In: *Human Communication Research* 17 (1990) H. 1. S. 140–169.
- Burke, Kenneth: *A Rhetoric of Motives*. New York 1950.
- Counter-Statement. Chicago 1957. [1931.]
- Language as Symbolic Action. Los Angeles 1966. [Zit. als: Burke, 1966a.]
- Dichtung als symbolische Handlung. Eine Theorie der Literatur. Frankfurt a. M. 1966. – Engl. Orig.-Ausg.: *The Philosophy of Literary Form*. Baton Rouge (La.) 1941. [Zit. als: Burke, 1966b.]
- Busse, Winfried: Funktionen und Funktion der Sprache. In: *Sprachtheorie*. Hrsg. von Brigitte Schlieben-Lange. Hamburg 1975. S. 207–240.
- Campbell, George: *The Philosophy of Rhetoric* (1776). Ed. Lloyd F. Bitzer. Foreword by David Potter. Carbondale 1963.
- Cicero, Marcus Tullius: *Orationes in Catilinam*. Edition, introduction et commentaire. Ed. Auguste Haury. Paris 1969.
- Vier Reden gegen Catilina. Übers. und hrsg. von Dietrich Klose. Mit einem Nachw. von Karl Büchner. Stuttgart 1970.
- De oratore. Übers. und hrsg. von Harald Merklin. Stuttgart 1976.
- Davidson, Donald: Seeing Through Language. In: *Thought and Language*. Ed. John Preston. Cambridge 1997. S. 15–27.
- Dewey, John: Die Erneuerung der Philosophie. Aus dem Engl. von Martin Suhr. Hamburg 1989. – Engl. Orig.-Ausg.: *Reconstructions in Philosophy*. Chicago 1920.
- Van Dijk, Teun A. / Kintsch, Walter: *Strategies of Discourse Comprehension*. New York 1983.
- Dressler, Wolfgang: Textlinguistik und die Isolierung der Grammatik von Pragmatik und Diskurs. In: *Zur Geschichte und Proble-*